

15 / II 1995

STIMME

VON UND FÜR MINDERHEITEN

tol|le|rant (duldsam; weitherzig; ver-
söhnlich) <lat> · Tol|le|ranz: 1. die,
– (Duldsamkeit, bes. in religiösen
Fragen) – 2. die, –, –en (Techn:
zulässige Abweichung vom vorge-
schriebenen Maß) · tol|le|rie|ren
(dulden, gewähren lassen – Techn:
Abweichungen zulassen; schwär-
ken)

Stich-Wort
Toleranz

ZEITSCHRIFT DER INITIATIVE MINDERHEITEN

editorial

Ein Nachteil der sogenannten »alternativen« Periodika wie die STIMME, die meist in größeren Intervallen erscheinen und deren Produktion relativ lang dauert, besteht darin, daß sie nicht immer zu aktuellen Ereignissen Stellung beziehen können. Entweder ist es noch zu früh, um einen Kommentar zu schreiben, da sich das Ereignis noch nicht in seiner vollen politischen Bedeutung »gezeigt« hat. Oder gerade dann, wenn oberflächliche Analysen und Berichte anfangen, das mediale Dorf zu bevölkern, die unvermeidlichen Fronten zum Thema schon festgefahren sind und man danach brennt, sich als »Betroffener« einzumischen, ist es meist zu spät. Für diejenigen, die am Rande der Massenmedien agieren, ist »Information« ein merkwürdiger Vogel: sehr geschwätzig, um seinen Gesang zu genießen, und viel zu kurzlebig, um ihn für eine längere Freundschaft zu »dressieren«.

So waren die letzten Monate für uns STIMME-MitarbeiterInnen eine regelrechte Qual; ein medialer Orkan zog an uns vorbei, ohne daß wir uns einmischen konnten: des neuen Innenministers Spenden, die früheren Aktivitäten desselben an der Grenze der »Ordnung«, das wiederauferstandene Gespenst der »linken Gewalt«, die »Grün-Anarchisten«, der Verfassungsbogen, der Dunstkreis und der altbekannte rechtspopulistische Geschichtsproporz: »Wenn Juden, dann auch Sudetendeutsche; wenn Widerständler, dann auch Wehrmachtssoldaten«. Heute, etwa einen Monat später, ist nicht einmal eine Nachbrise von der Wetterkatastrophe zu vernehmen – wie üblich. Doch hat sie eine Wirkung gezeitigt und eine unrühmliche Funktion erfüllt – schlimmer könnte nur die Dritte Republik sein.

Wir hatten uns auf ein ganz anderes Klima vorbereitet – ein Klima des ehrlichen Gedenkens und der nüchternen

Bilanz. 50 Jahre Zweite Republik bedeutet ja 50 Jahre Ende des Naziregimes mit allen seinen hassenswerten Einrichtungen, mit dem Schritt für Schritt ausgebauten Mechanismus, der die Unterwerfung der Zivilgesellschaft unter den Staat und die Organisation eines Genozids ermöglichte. In den bedeutungsschweren Monaten April und Mai sollten die Massenmedien die Öffentlichkeit vor allem dazu einladen, der Opfer dieses Regimes zu gedenken und über die Vernichtungseinrichtung Konzentrationslager noch einmal nachzudenken: Wie sie möglich war, ob sie wieder möglich sein kann, was sie möglich macht und wann ... Es sollten Gedenkmonate werden. Statt dessen sind es Monate geworden, in denen eine ähnliche Gesinnung mit »modernem« Antlitz die Medien besetzte. Mit altgedienten Gemeinplätzen und einem menschenverachtenden Vokabular wurde die Öffentlichkeit vergnügt, »linke Dunstkreise« wurden ausgeforscht, »linke Netzwerke« präsentiert, Journalisten und engagierte Antifaschisten wurden diffamiert, »politische Watschn« wurden als Genesungsmittel verschrieben. Wenn man den Zeitraum, eben die Gedenkmonate, bedenkt, in dem diese »Renaissance« ihren Lauf nahm: schlimmer war es wahrscheinlich nur unter dem Naziregime. Der auf die Bombe in Ebergassing folgende »Spenden-Eklat« hat eine unrühmliche Funktion erfüllt: Sie hat die Gedenkanklässe in den Hintergrund verdrängt. Angesichts einer so »glatten« Aufeinanderfolge der »Ereignisse« und ihrer medialen Folgen kommt man nicht umhin zu fragen: War denn diese »Terminkollision« nicht eine Spur zu »zufällig«? »Perfekter« könnte kein Timing sein. Für uns, die wir uns bedächtig erinnern wollten, waren die letzten Monate eine schlimme Zeit.

Hakan Gürses

impressum

STIMME von und für Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt des Vereins zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (Initiative Minderheiten). **Medieninhaber und Verleger:** Bürgerinitiative Demokratisch Leben, Tiergartenstr. 25, 6020 Innsbruck; **Herausgeber:** Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (Initiative Minderheiten), Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel: 0222/ 586 12 49-12 Fax: 586 82 17; Klostersgasse 6, 6020 Innsbruck, Tel: 0512/ 586 783; **Redaktion:** Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel: 0222/ 586 12 49-12 Fax: 586 82 17; **Chefredakteur:** Hakan Gürses; **Redaktionelle Mitarbeit:** Hikmet Kayahan (hk), Gerald Nitsche, Vladimir Wakounig, Franjo Schruiff, Ursula Hemetek, Gabriele Müller-Klomfar (gmk); **Ständige Mitarbeit:** Erwin Riess, Margit Rohringer, Katina Lair, Gerhard Hochreiter, Kahlauer; **Fotoredaktion:** Mehmet Emir; **Fotos:** Mehmet Emir, Ilse Winter (S.6,11,20), Andreas Schultz (S.9), Gerhard Hochreiter (S.19), Klaus Lefebvre (S.24), privat; **Zeichnungen:** Andreas Ohrenschar, Hakan Gürses; **Graphische Gestaltung:** schultz&schultz-Mediengestaltung; **Herstellung (Repro & Druck):** Dolezal GesmbH, Herzgasse 49, 1100 Wien, Tel: 0222/ 604 34 44; **Verlags- und Erscheinungsort:** Innsbruck; **Verlagspostamt:** 6020 Innsbruck. *Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.* **Aboverwaltung:** Hikmet Kayahan (Redaktionsadresse); **Jahresabo** (4 Hefte): öS 180,-; für Vereinsmitglieder kostenlos.



Stich-Wort Toleranz

1995 laufen, in gegenseitiger Kooperation, zwei internationale Kampagnen in Österreich, deren Thematik sehr eng mit Minderheiten zusammenhängt: das »Internationale Jahr der Toleranz«, ausgerufen von der UNESCO, und die Europaratskampagne gegen Rassismus, Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus und Intoleranz, unter dem Logo »all different, all equal«. Wir haben den bereits erreichten Höhepunkt der beiden Kampagnen zum Anlaß genommen, um über den – oft in Bezug auf die Minderheiten verwendeten – Begriff der Toleranz zu reflektieren. Neben dem begriffshistorischen Beitrag von Gerhard Goschnik, der das UNESCO-Jahr hierzulande koordiniert, setzen sich die Artikel von Franjo Schruiff, Dieter Schmutzer und Erwin Riess mit diesem »gut gemeinten« und umso mehr zur Diskriminierung Anlaß gebenden Terminus kritisch auseinander. In einem Gespräch berichten Goschnik und Jürgen H. Gangoly, Koordinator des Österreich-Komitees der Europaratskampagne, vom Verlauf ihrer Arbeit und von Zukunftsplänen.

Stimmen

Der Beitrag von Susanne Pirstinger befaßt sich mit dem Thema der letzten STIMME: neue Ansätze zum Sprachunterricht in der Schule. Hikmet Kayahan beschreibt die Auswirkungen der allgemeinen Sparpolitik in der Subventionsvergabe auf die Organisationen, die sich mit Minderheiten befassen – aktuelles Beispiel: Dem Verein Miteinander Lernen, der seit Jah-

ren eine sehr erfolgreiche Beratungstätigkeit für Migrantinnen und für Familien durchführt, droht aufgrund der Sparmaßnahmen ein nicht verdientes Ende. Als Berater und Sozialarbeiter für MigrantInnen bemüht sich auch Ramis Doğan seit Jahren – im Gespräch mit Gerhard Hochreiter beschreibt er, was er unter Integration versteht. Der Staatsvertrag, der in seinem berühmten Artikel 7 die einzigen Minderheitenschutzbestimmungen mit Verfassungsrang für Österreich beinhaltet, ist heuer 40 Jahre alt geworden: Franjo Schruiff hinterfragt die Praktizierung der Minderheitenregelungen.

Berichte

Auch in Kärnten gab es Konzentrationslager – ein Bericht von Vladimir Wakounig über eine Ausstellung und Publikation zum »Loibltunnel«. Der Wiener Integrationsfonds nimmt sich seit seiner Gründung der sogenannten »Kriegsflüchtlinge« aus Bosnien-Herzegowina an – eine Bilanz der bisherigen Bemühungen.

Kulturen & Künste

Ein Gespräch mit Rahim Burhan, Gründer und künstlerischer Leiter des Roma-Theaters Pralipe, das im April im Wiener Odeon gastierte. Gabriele Müller-Klomfar stellt drei außerordentliche Beispiele aus der österreichischen Kleinkunstszene vor, die seit kurzem mit experimentierfreudigen Produkten frischen Wind bekam.

inhalt

| | |
|--|----|
| Impressum | 2 |
| Die Grenzen der Toleranz | |
| F. Schruiff | 4 |
| Toleranz | |
| G. Goschnik | 6 |
| Gespräch mit G. Goschnik und J.H. Gangoly | 8 |
| Jux und Tol(l)eranz | |
| D. Schmutzer | 10 |
| Groll auf der Brückenwaage | |
| E. Riess | 12 |
| Gelebte Toleranz | 14 |
| Brief aus Stambul | |
| G. Nitsche | 15 |
| Schulsprachenkonzept | |
| S. Pirstinger | 16 |
| Die Sprachen der Schule | |
| K. Lair | 17 |
| Sparmaßnahmen | |
| H. Kayahan | 18 |
| Gespräch mit R. Doğan | 19 |
| 40 Jahre Staatsvertrag | |
| F. Schruiff | 20 |
| Der Loibltunnel | |
| V. Wakounig | 21 |
| Die Qualität des Zusammenlebens | 22 |
| Gespräch mit R. Burhan | 24 |
| Frischer Wind auf den Kleinkunsth Bühnen | |
| G. Müller-Klomfar | 26 |
| Tips | 28 |
| Kahlauers Tagebuch | 31 |

Die Grenzen der Toleranz

von Franjo Schruiff

81 Appelle, Aufrufe und Bekenntnisse zu mehr Toleranz gegenüber den Volksgruppen und Minderheiten in Österreich hat es in den ersten vierzehn Tagen nach den Bombenattentaten von Oberwart und Stinjaki/Stinatz gegeben. In den drei Jahren zuvor waren es nach Auskunft der Datenbank der Austria Presse Agentur nicht einmal 11.

Toleranz ist »in«, Toleranzbekenntnisse sind das ideale Heilmittel zur Beruhigung des schlechten Gewissens. Mehr Toleranz gegenüber den Anderen, den Schwachen, den Kleinen steht auf der Tagesordnung. Für die Betroffenen selbst bringen diese Appelle neue Diskriminierung.

Toleranz einer Gruppe gegenüber einer anderen setzt eine klare Abgrenzung voraus. Toleranz kann es nur gegen jemanden geben, der nicht dazu gehört. Unbestritten ist, daß die verschiedensten Kulturen und Gesellschaften versuchten, sich durch die Ausbildung einer eigenen kollektiven Identität von anderen abzugrenzen. Innerhalb der Gruppe fand man Schutz und eine Position; die Gruppe gab das Gefühl der Sicherheit gegen andere, nicht zur Gruppe gehörende Personen und Gruppen. Zur Abgrenzung gegenüber anderen Gruppen wurden Symbole und Zeichen, Hymnen und Flaggen entwickelt. Klare Unterschiede zwischen den Selbst- und Fremdbeschreibungen sorgen für klare Umrisse der Gruppe. Viele Völker bezeichnen sich in ihrer eigenen Sprache als »Menschen«, während bereits die Nachbarn nicht mehr zu den Menschen zu zählen sind. Die Griechen nannten ihre Nachbarn *Barbaren* – Stotterer, die Slawen nannten die Deutschen *Nemci* – die Stummen und wurden dafür von diesen mit dem Namen *Slaven/sclavi/slaves* – Sklaven bezeichnet, und auch die *Hotentotten* sind wörtlich die Stotterer, während sie sich selbst *k'oi-n* nennen: Menschen.

Nach Claude Lévi-Strauss ist »der Begriff der 'Menschheit', der ohne Unterschied der Rasse oder der Zivilisation alle Lebensformen der Gattung Mensch einschließt, ziemlich spät aufgekommen und wenig verbreitet. Die Menschheit endet an den Grenzen des Stammes, der

Sprachgruppe, manchmal sogar des Dorfes, so daß eine große Zahl sogenannter primitiver Völker sich selbst einen Namen gibt, der 'Mensch' bedeutet (oder manchmal – mit etwas mehr Zurückhaltung – 'die Guten', 'die Hervorragenden', 'die Vollendeten'), was gleichzeitig einschließt, daß die anderen Stämme, Gruppen oder Dörfer keinen Anteil an den guten Eigenschaften – oder sogar an der Natur – des Menschen haben, sondern höchstens aus 'Schlechten', 'Bösen', 'Erdfaffen', oder 'Läuseeiern' bestehen.«

Hans Magnus Enzensberger sucht in seinen »33 Markierungen – Die Große Wanderung« folgende Erklärung: Gruppenegoismus und Fremdenhaß sind anthropologische Konstanten, die jeder Begründung vorausgehen. Ihre universelle Verbreitung spricht dafür, daß sie älter sind als alle bekannten Gesellschaftsformen. Um sie einzudämmen, um dauernde Blutbäder zu vermeiden, um überhaupt ein Minimum von Austausch und Verkehr zwischen den verschiedenen Clans, Stämmen und Ethnien zu ermöglichen, haben altertümliche Gesellschaften die Tabus und Rituale der Gastfreundschaft erfunden. Diese Vorkehrungen heben den Status des Fremden aber nicht auf. Sie schreiben ihn ganz im Gegenteil fest. Der Gast ist heilig, aber er darf nicht bleiben.«

In diesem Spannungsfeld zwischen Abgrenzung und Öffnung ist auch die Forderung nach Toleranz zu sehen. Toleranz kann nur üben, wer sich seiner Position der Stärke bewußt und diese Position den Schwachen gegenüber auch auszuspielen bereit ist. Der Begriff der Toleranz selbst impliziert bereits seine eigenen Grenzen. Toleranz kann es nach dem Verständnis des Tolerierenden nur innerhalb eines bestimmten Rahmens geben, den der Tolerierende dem Tolerierten vorschreibt. Wird die-

ser Rahmen überzogen, diese Grenze überschritten, endet auch die Toleranz. An ihre Stelle treten jene Konsequenzen und Sanktionen, die der Tolerierende für angebracht hält, um den Tolerierten in seine Grenzen zurückzubringen.

Toleranz gibt es in unserem Sprachgebrauch ausschließlich gegenüber Sachen und Phänomenen, die als *schädlich*, zumindest aber als *nutzlos* empfunden werden. Überschreiten diese Stoffe und Phänomene eine gewisse Grenze nicht, so sind sie tolerierbar. Umweltschadstoffe haben bestimmte gesetzlich festgesetzte Toleranzwerte, unter Umständen zusätzliche Überziehungsspielräume, aber dann wird *gehandelt*. Solange die Toleranzgrenze nicht erreicht ist, werden sie ignoriert.

Treten Schädlinge in der Landwirtschaft auf, werden sie bekämpft – nur solange sie unter einer Toleranzgrenze für Schädlinge sind, werden sie toleriert. In diesem Fall bedeutet das: Ihre Entwicklung wird argwöhnisch beobachtet, um rechtzeitig eingreifen zu können.

Toleranz gegenüber gesellschaftlichen Randgruppen, gegenüber Minderheiten und einflußschwachen Mehrheiten bedeutet nichts anderes. Von den 81 Toleranzappellen ist kaum einer ernst zu nehmen. Die Roma in Oberwart wurden auch bisher *toleriert* – solange sie in ihrem Ghetto am Rande der Stadt geblieben sind. Überschritten sie diese Grenze der Toleranz, dann wurden sie durch die Mehrheit in die Schranken gewiesen. Die Kroaten im Burgenland werden ebenfalls selbstverständlich toleriert – solange sie nicht zu sehr auffallen oder gar Minderheitenrechte einfordern und der Mehrheit, den Tolerierern, mit ihren Wünschen und Anliegen in die Quere kommen.

Toleranz hat sehr enge Grenzen. Für die Tolerierten selbst ist sie eine Erniedrigung, eine Demonstration der Stärke durch die Tolerierer, gegen die man nichts ausrichten kann. Im Gegenteil: Dankbarkeit und Zuneigung sind der Preis, der von den Minderheiten für Toleranz eingefordert wird – und der von der tolerierenden Mehrheit als im voraus zu zahlende Bringschuld betrachtet wird.

Tolerierte Minderheiten stehen unter dem ständigen Druck, ihre Nützlichkeit und damit ihre fehlende Schädlichkeit für die tolerierende Mehrheit nachzuweisen.

Eine besondere Bedeutung hat in diesem Zusammenhang die vielgerühmte *Bereicherung*, die die Minderheiten doch der Mehrheit brächten. Anders ausgedrückt: Solange sich die Mehrheit an der Minderheit *bereichern* kann, darf auch die Minderheit mit Toleranz rechnen. Wenn die Minderheiten einmal keine plausiblen Bereicherungen anzubieten haben, können unter Umständen *historische Verdienste* konstruiert werden.

Minderheiten selbst fallen nur allzuoft auf diese Rechnung zu ihren Ungunsten herein. Sie selbst sind es, die der Mehrheit die Bereicherung anbieten, die »kulturelle Vielfalt« und die wirtschaftlichen Vorteile der Mehrsprachigkeit – um sich die Toleranz zu *erkaufen*, von der sie wiederum die nötige Ruhe zum Überleben und zum Erhalt ihrer Identität erwarten. Zur Stärkung des Selbstbewußtseins der Minderheiten trägt diese Strategie nichts bei. Hier bedürfte es einer aktiveren Rolle der Mehrheit, die die Minderheit als normalen Teil der Gesellschaft betrachtet, aber nicht als Randphänomen, das (unter Umständen und eben noch) toleriert werden kann.

Weit her ist es ohnehin nicht mit der »Toleranz«. Das Österreichische *Gallup-Institut* hat vom Jänner bis März 1995 in einer repräsentativen Umfrage im Auftrag des *American Jewish Committee* eine klassische (In-)Toleranzfrage gestellt: »Wen wollen Sie lieber nicht zum Nachbarn haben?«. Die Antworten sind deutlich: In der Reihenfolge der Abneigung der Österreicher führen die »Zigeuner« mit 45%, gefolgt von den Serben mit 44%, den Türken mit 42% und den Rumänen mit 35%. Immerhin 26% der Österreicherinnen und Österreicher wolle keine Juden als Nachbarn. Gegen Deutsche haben nur 10% etwas einzuwenden.

Daß Toleranz als Bringschuld der Tolerierten verstanden wird, zeigen auch die Antworten auf die nächste Frage: »Welche Volksgruppe fordert durch ihr Verhalten Feindseligkeit in unserem Land heraus?« 39% der Österreicherinnen und Österreicher glauben, daß die Abneigung gegenüber den Serben von diesen *selbst* provoziert wird, 36% geben den Türken die Schuld an der Türkenfeindslichkeit, 26% glauben, daß die Zigeuner selber an der negativen Einstellung ihnen gegenüber schuld seien usw.

Es ist so eine Sache mit der Toleranz. Wenn Minderheiten die Intoleranz der Mehrheit beklagen, wird ihnen die Schuld an dieser Intoleranz zugeschoben. Wenn sie unter Umständen Toleranz zugewilligt bekommen, dann sollen sie zufrieden und dankbar sein – um nicht durch ihr undankbares Verhalten Intoleranz zu provozieren. Und wenn eine Minderheit auf die Tücken der gnädig gewährten Toleranz hinzuweisen versucht, stößt sie auf Unverständnis. Ein Tolerierer kann ganz einfach nicht verstehen, was es heißt, toleriert zu werden.

Vielleicht sollte man einmal den Spieß umdrehen. Wie würden sich die Katholiken fühlen, wenn die Bundesregierung eine Erklärung »zur Toleranz der katholischen Religionsausübung trotz gewisser strafrechtlich relevanter Tatbestände in den höchsten Führungskreisen der Kirche« beschlösse? Ein Aufruf zu mehr Toleranz gegenüber den Pensionisten Österreichs würde bei diesen einen Sturm der Entrüstung und Empörung hervorrufen. Ein Aufruf zu mehr Toleranz gegenüber den Minderheiten sollte das ebenfalls. ■





von Gerhard Goschnik

Toleranz

Überlegungen zur Neubewertung eines alten Begriffes

»Ich mag das Wort Toleranz nicht, aber ich finde kein besseres.«
Mahatma Gandhi

Gedenktage, -monate, -jahre oder gar -dekaden nähren den Verdacht, daß es erst einer besonderen kollektiven Anstrengung bedarf, um den eingemahnten Begriff ins öffentliche Bewußtsein zu bringen. Was erst lautstark verkündet werden muß, ist keine Selbstverständlichkeit. Tatsächlich begann dieses Jahr der Toleranz in Österreich mit einer Serie von Gewalttaten, wobei gezielte Mordanschläge gegen Angehörige einer Minderheit eine neue, von vielen nicht mehr für möglich gehaltene Dimension eröffneten.

Wie kann man also aus diesem »Toleranzjahr« mehr machen als einen kalendarischen Anlaßfall für pflichtschuldig gehaltene Politikerreden? Vielleicht gelingt dies durch einige kritische An-

merkungen zu einem nur auf den ersten Blick unverfänglichen Begriff.

Die hohe Wertschätzung, die der Begriff »Toleranz« genießt, gründet sich vor allem auf seine Unverbindlichkeit; wird er aber in Verbindung mit anderen Werten, wie etwa dem Zugestehen von Minderheitenrechten, eingefordert, verlaufen sich plötzlich seine Bewunderer. Toleranz, so scheint es, erwartet man in erster Linie von den anderen. Würde man jenes Maß an Toleranz, das man für sich selbst erwartet, auch dem anderen entgegenbringen, erübrigte sich die gegenständliche Diskussion.

Toleranz ist ein uraltes Phänomen menschlichen Zusammenlebens, als Begriff freilich noch relativ jung. In der Mitte des 16. Jahrhunderts wurde der aus dem Lateinischen abgeleitete Terminus geprägt. *Tolerare* kann mit »ertragen, erdulden« übersetzt werden, und auch noch sehr viel später definiert Alex-

ander Mitscherlich Toleranz als »das Ertragen des anderen in der Absicht, ihn besser zu verstehen«. Hinweise auf die Wichtigkeit gewährter Toleranz finden sich in allen grundlegenden Schriften der großen Weltreligionen.

Eine konkrete Ausformung nimmt der Begriff erstaunlicherweise in der Folge der Reformation und der Glaubenskriege an. So wird etwa 1555 im Augsburger Religionsfrieden festgelegt, daß sowohl katholischer als auch lutherischer Glaube ausgeübt werden kann. Daß aber noch immer der Grundsatz »*cuius regio, eius religio*« (»Wes Land, des der Glaube«) galt, führte in manchen Regionen eher zu Glaubenszwang und Emigration als zu größerer Toleranz. Auch das 1598 erlassene Edikt von Nantes, das den Hugenotten die Ausübung religiöser Freiheiten zugestand, 1685 jedoch widerrufen wurde, läßt erkennen, daß Toleranz im Denken dieser Zeit noch nicht fest verankert war. Im Grunde blieb Toleranz ein Wert, den Herrschende dekretierten – und widerriefen, und der an der Volksmeinung dem Fremden und Andersgearteten gegenüber wenig änderte.

Die Grundlage für eine Institutionalisierung der Toleranz in den Verfassungstexten des ausgehenden 18. sowie des 19. Jahrhunderts schufen im Zeital-

ter der Aufklärung die »Anwälte der Toleranz«, wie Voltaire, Rousseau und Diderot, durch die der Toleranzbegriff eine wesentliche Erweiterung erfuhr. Aber schon der englische Philosoph John Locke, der eigentliche Wegbereiter der neuzeitlichen Philosophie der Aufklärung, beeinflusste mit seinen »Briefen über die Toleranz« (1689) die englische Verfassung des 18. Jahrhunderts; desgleichen sind seine Gedanken in die amerikanische Unabhängigkeitserklärung und in das Ideengut der Französischen Revolution eingegangen. In der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte von 1789, elf Jahre nach Voltaires Tod, findet die Idee der Toleranz ihre rechtliche Grundlage, auch wenn das Wort *Toleranz* selbst im Text nicht vorkommt.

Bis heute beschäftigen sich viele großen Denker mit dem Antagonismus von Toleranz und Intoleranz: Robert Jungk fragt, ob Intoleranz gegenüber dem Neuen notwendig oder aber schädlich ist; Herbert Marcuse, ob Toleranz bei gleichzeitiger Duldung bestehender Ungleichheiten der Lebenschancen nicht einem Repressionsinstrument des Staates gleichkommt; Karl Popper, ob Toleranz der Intoleranz gegenüber tolerierbar ist, usf.

Daß über den Toleranzbegriff nachzudenken lohnt, beweisen im kleinen die spürbare Kälte im alltäglichen Umgang miteinander, im großen der von St. Pölten bis Algier ansteigende religiöse Fundamentalismus wie auch ganz allgemein der Zustand einer Gesellschaft, in der friedliches und tolerantes Zusammenleben zunehmend schwerer wird. Migrationsbewegungen, in einem für unsere Regionen noch nicht bekannten Ausmaß, sorgen verlässlich dafür, daß Multikulturalität nicht länger nur eine modische Vokabel bleiben, sondern vielmehr Lebensrealität darstellen wird. An dieser Stelle darf an der allzu optimistischen These, »in ihr [i.e. der »multikulturellen Gesellschaft«] wäre die gegenseitige Toleranz unterschiedlicher Menschen selbstverständlich« (Iring Fetscher), gezweifelt werden. Die Vielzahl der Seinsweisen schafft allenfalls das Bedürfnis nach, stellt per se jedoch keine Garantie für Toleranz dar.

Aber auch »Hausgemachtes«, wie der bevorstehende Zusammenbruch des Generationenvertrages oder das Vorrücken der Entsolidarisierung in den sozialen Beziehungen – »*égoïste*« heißt das Parfum der Erfolgreichen –, bewirkt

Spannungen, deren radikale Auswirkungen in *nuce* schon heute immer deutlicher sichtbar werden: Die Gereiztheit steigt; die Hemmschwelle für Aggressionen nimmt ab; Sündenböcke werden wieder gesucht und auch gefunden; *Volkes Zorn* entlädt sich immer häufiger ungebremst; gefährliche, da allzu einfache Lösungen verkündende Wanderprediger sind in allen Ländern wieder unterwegs.

Das bloße Beschwören eines Begriffes wie Toleranz als Allheilmittel für eine kränkelnde Gesellschaft ohne die Berücksichtigung sozioökonomischer Gegebenheiten heiße jedoch, einen »sozialen Tranquilizer« (Josef Klingler) zu verschreiben, anstatt an die Wurzeln des Übels zu gehen. Und jeder »Toleranzappell« wird erst sinnvoll, wenn sich soziale Unterschiede auf ein erträgliches Maß reduzieren.

Wie andere Grundwerte einer demokratischen Gesellschaft darf auch Toleranz nicht teilbar sein, will sie sich nicht selbst ad absurdum führen. Vielleicht hat Toleranz deshalb jenen zweifelhaften Ruf bei kritischen Intellektuellen, der in Peter Huemers Originalbeitrag für das »Internationale Jahr der Toleranz 1995« durchklingt: »Toleranz ist eine genügsame Tugend, weniger als Solidarität – aber besser als nichts.«

So muß als eine der Forderungen für eine Neubewertung des Toleranzbegriffes gelten, daß Toleranz eine Bringschuld ist, die nicht in willkürlicher Weise gewährt oder entzogen werden kann, sondern daß sie, eingedenk des Respektes und der Verantwortung vor der Individualität des anderen, im Kodex menschlicher Verhaltensweisen einen fixen Platz erhalten muß. Die Forderung nach Toleranz muß gleichzeitig und untrennbar mit der Forderung nach Ein-

haltung und Anwendung der Menschenrechte verbunden sein. In ihrer einfachsten und grundlegendsten Form, dem Geltenlassen jeder Art von Anderssein, ist sie die unabdingbare Voraussetzung der Menschenrechte. Gleichzeitig stellt sie jene – normativ schwer festmachbare – Minimal-Qualität unserer sozialen Beziehungen dar, die ein friedliches Zusammenleben erst ermöglicht.

In seiner Rede anlässlich der Verleihung des Ehrenpreises des österreichischen Buchhandels für »Toleranz in Denken und Handeln« 1994 warnt Gerhard Roth davor, Toleranz mit dem »Schweigen der Lämmer« zu verwechseln, und fordert Widerstand gegen die Apologeten einer allzu harmonischen und spannungsfreien Gesellschaft. Wahre Toleranz schafft erst Platz für das Sich-miteinander-Auseinandersetzen, wie es in einer pluralistischen Gesellschaft Tageserfordernis ist. Mit Konflikten umgehen, nicht sie umgehen, muß das Anliegen sein.

Eine aktive Haltung gegenüber einer immer kleiner, aber um nichts einfacher werdenden Welt erfordert von uns allen, nicht nur von Schülerinnen und Schülern, Mut zur Veränderung und die Fähigkeit, Anregungen von außen kreativ und nutzbringend zu kombinieren. Toleranz, die wir meinen und die Schülerinnen und Schüler seit Beginn des Schuljahres in derzeit 300 Projekten erarbeiten, definiert sich als schöpferische Auseinandersetzung mit dem Fremden und Andersgearteten. Durch sie erst erhält der Mensch das Recht, so zu sein, wie er ist, oder so zu werden, wie er es sich wünscht. ■

Gerhard Goschnik ist Koordinator für das »Internationale Jahr der Toleranz 1995«.

»Was heißt hier fremd?«

Ein Projektwettbewerb des Wiener Integrationsfonds

Als Beitrag zum »Jahr der Toleranz« führt der Wiener Integrationsfonds in Zusammenarbeit mit dem Stadtschulrat für Wien einen Wettbewerb durch, an dem 10- bis 14jährige SchülerInnen einzeln, in Teams oder Klassen mitmachen können. Der Titel des Wettbewerbs, »Was heißt hier fremd?«, ist gleichsam auch die Frage, auf die SchülerInnen literarische, musikalische oder filmische Antworten geben sollen; auch schriftliche oder Videodokumenta-

tionen bereits durchgeführter Projekte können am Wettbewerb, der das Ziel hat, »Begegnungen zwischen Menschen verschiedener Herkunft und die Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Lebensgewohnheiten und Kulturen zu reflektieren und künstlerisch-kreativ durchzusetzen«, teilnehmen. Nach dem Einsendeschluß am 30. Juni 1995 werden die besten Beiträge mit Sparbüchern prämiert – das Lösungswort steht schon fest: Toleranz. red

»Arbeit für Prävention und Arbeit an Symptomen«

Wir berichteten in den letzten Nummern von zwei internationalen Kampagnen für 1995, die auch in Österreich durchgeführt werden: das »Internationale Jahr der Toleranz« der UNESCO und die Europaratskampagne gegen Rassismus, Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus und Intoleranz unter dem Motto »all different, all equal«. In einem gemeinsamen Statement haben unlängst die UNESCO und der Europarat ihre Kooperation angekündigt. Wir führten ein Gespräch mit den Österreich-Koordinatoren der zwei Kampagnen: Gerhard Goschnik (UNESCO-Kommission) und Jürgen H. Gangoly (Österreich-Komitee der Europaratskampagne).

Stimme: In welchem Stadium befinden sich die beiden Kampagnen?

Gerhard Goschnik: Wir befinden uns in der Schlußphase, da wir an das Schuljahr gebunden sind. Mit dem »Jahr der Toleranz« haben wir bereits im Oktober '94 begonnen. Den Höhepunkt bildete die Aktionswoche Ende März, in der die Projekte vorgestellt wurden. Jetzt kommen noch Einzelpäsentationen im ganzen Bundesgebiet dazu. Und dann wird es eine Schlußpräsentation im Parlament geben. Außerhalb des Schulbereiches ist vor allem die »Internationale Konferenz gegen Rassismus, Gewalt und Diskriminierung« zu nennen, die von der österreichischen UNESCO-Kommission in Zusammenarbeit mit einer Reihe von renommierten Organisationen veranstaltet und vom 8. bis 11. Juni 1995 in Stadtschlaining stattfinden wird.

Jürgen H. Gangoly: Was die Arbeit des Österreich-Komitees betrifft, sind wir nun am Höhepunkt angelangt. Der Bekanntheitsgrad der Kampagne ist nach halbjähriger Arbeit ziemlich hoch: Bis jetzt haben wir 120 Projektansuchen bekommen (Stand: Anfang Mai, Anm. d. Red.), 64 davon bereits gefördert und etwa 30 an andere Institutionen weitergeleitet, die restlichen werden noch in diesem Monat behandelt. Wir bekommen pro Woche 15 bis 20 Projektansuchen, sodaß wir vor dem Problem stehen, daß unser momentanes Budget, das weitaus geringer als geplant ausgefallen ist, eigentlich schon ganz ausgeschöpft ist. Bis jetzt haben wir 2 Millionen Schilling vom Jugendministerium und warten jetzt auf die zugesagten Gelder aus

dem Unterrichts- und Außenministerium.

Welche Vorteile oder Probleme bringt es mit sich, eine internationale koordinierte Kampagne in Österreich durchzuführen?

Gangoly: Ein klarer Vorteil ist, daß man nicht alles neu erfinden muß, weil verschiedene Strukturen am selben Thema arbeiten. Dann die Medienwirksamkeit: In Österreich ist es sehr schwierig, die Medien auf Projekte über Toleranz oder auf Antirassismusprojekte aufmerksam zu machen. Der internationale Touch, den die UNESCO bzw. der Europarat vermittelt, hilft diesbezüglich, auch im Bereich Sponsoring. Die Ergebnisse unserer Kampagne werden auch europaweit publiziert. Der größte Nachteil ist, daß man an nicht sehr flexible Spielregeln gebunden ist, da sie auf die 34 Staaten im Europarat diplomatisch abgestimmt sind und daher keine sehr konkrete Aussagekraft besitzen, was die Arbeit sehr schwer macht. Zweitens bedeutet eine internationale Koordination einer so großen Kampagne sehr viel Arbeit. Es ist ja nicht nur Spaß, mit anderen Ländern zusammenzuarbeiten.

Goschnik: Im Gegensatz zur Europaratskampagne ist für uns die Struktur sehr lose, die UNESCO hat von den Vereinten Nationen den Auftrag bekommen, Aktivitäten zum »Jahr der Toleranz« durchzuführen, sie hat eine Grundsatzmappe herausgegeben, uns mit einem Logo versorgt, also die Schirmherrschaft übernommen. Da die Österreichische UNESCO-Kommission

dem Unterrichtsministerium angehört, ist der Impuls vom Ministerium gekommen, diese relativ einzigartige Aktion durchzuführen: »Jahr der Toleranz« im Schulbereich – meiner Meinung nach die sinnvollste Durchführung.

Wie werden die beiden Kampagnen von den Medien aufgenommen?

Goschnik: Bezogen auf den ORF ist die Quantität der Berichterstattung vorhanden, aber die Qualität fehlt oft. Auch in den Zeitungen erscheinen merkwürdigerweise sehr viele Fotos von Kindern in Aktion, aber die Inhalte bleiben eher auf der Strecke. Ich habe ein Musterbeispiel dafür in Graz erlebt, bei einer von uns veranstalteten Fotoausstellung, die sich intensiv mit Randgruppen auseinandersetzt, eingebettet in eine Projektarbeit: Die zwei größten steirischen Tageszeitungen brachten jeweils eine Überschrift und ein relativ großes Foto von Schülern.

Gangoly: Im Fernsehen und Radio wurde sehr oft über die Kampagne berichtet, aber nur in den sogenannten Belangsendungen. Wir haben keine Chance, z.B. auf Ö3 im Abendprogramm placiert zu werden, das unsere eigentliche Zielgruppe erreichen könnte. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß man mit einem Foto- und Transparentwettbewerb, wo Themen wie »Mitbestimmung von benachteiligten Jugendlichen« gar nicht vorkommen, viel leichter ins Radio kommt und mit Dingen wie »Ausländerbeirat« keine Chance hat. Viel schlimmer ist es in den Zeitungen. Hier bin ich wiederum von Organisationszeitungen positiv überrascht worden; Zeitungen von Gewerkschaften, von Lehrerverbänden usw., wo man seitenweise und im Originalwortlaut unterkommt. Die Tageszeitungen, die sich selbst Qualitätszeitungen nennen, kann man im Augenblick eigentlich vergessen: Hier kommst du unter die Notizen. Und die Berichterstattung ist unsorgfältig.

Der Toleranzbegriff ist sehr populär, da kein Mensch von sich behaupten würde, er sei grundsätzlich intolerant. Eine Kampagne gegen Antisemitismus, Ras-

sismus, Fremdenfeindlichkeit und Intoleranz hingegen spricht von Haus aus kleinere Gruppen an, die engagiert sind.

Goschnik: Der große Unterschied liegt im Zielpublikum, an das wir uns richten. Ich bin Lehrer, und meine pädagogische Arbeit konzentriert sich auf Prävention, wenn ich mich medizinisch ausdrücken darf, während Jürgen an den Symptomen arbeitet. Uns geht es darum, daß Kinder für Rechtsradikalismus und Fremdenfeindlichkeit nicht anfällig werden. Und da ist es nur natürlich, daß wir für Toleranz werben, für ein toleranteres Umgehen miteinander.

Gangoly: Eines der wenigen Dinge, um die ich Gerhard beneide, ist der Kampagnenname. Der unsere nimmt einen halben Zeitungsartikel ein, mit dem wir zufrieden wären. Aber unser Name ist ein Ergebnis dessen, wovon ich vorher gesprochen habe: der diplomatische Kompromiß, weil es eben viele europäische Länder gibt, die behaupten, es gebe bei ihnen keinen Rassismus, aber gegen Intoleranz könne man schon präventiv etwas machen etc.

Goschnik: Die Schule hat eine gewisse Struktur und gewisse Rahmenbedingungen. Es gehört dazu, daß das ein hierarchisches System ist. Vieles ist möglich, wenn man die entscheidenden Leute einbindet. Wir haben da ein Projekt über Homosexualität in Stams, von einem katholischen Gymnasium durchgeführt: Sie haben zunächst mit der Direktion gesprochen, alle eingebunden, die Homosexuellen-Initiative Innsbruck hat da, glaube ich, mitgearbeitet usw. In der Schule muß man sich nach der Decke strecken und gerade bei solchen Dingen sensibel sein. Ich glaube, daß ein gewinnendes, gut geführtes Projekt wertvoller

ist als der Skandal. Der freut vielleicht die Journalisten mehr.

Wie ist die Zusammenarbeit mit den Minderheitenorganisationen?

Gangoly: Wir hatten am Anfang das Problem der Vertreterschaft: Für jede Minderheit gibt es mehrere Vereine, die nicht oft zusammenarbeiten. So wandten wir uns an die Initiative Minderheiten, um Informationsfluß gewährleisten zu können. Was Projektanträge und Serviceoperationen betrifft, gibt es sehr viele kleine Minderheitenorganisationen, die mit uns kooperieren. Einige wollen allerdings nicht zu nahe mit offiziellen Stellen kooperieren, entweder um nicht von einer Regierungsstelle in irgendeiner Weise abhängig zu sein oder aufgrund ihrer Skepsis. Unter Innenminister Löschnak wollten viele Minderheitenorganisationen mit der Bundesregierung einfach nichts zu tun haben. Vielleicht wird es jetzt mit dem neuen Innenminister besser.

Goschnik: Ich habe in der Konzeptphase versucht, alle Organisationen anzusprechen, die Referenten, Materialien, Informationen für die Schulen bieten können, und an sich hat es da keine Probleme gegeben. Es ist fast zynisch, nach den Ereignissen in Oberwart hat es einen Boom von Projekten gegeben, die sich mit Roma befaßt haben. Mag ja sinnvoll sein; aber braucht man dazu so einen Anlaß?

Wie soll es weitergehen? Gibt es bereits Pläne?

Goschnik: Es gibt in Österreich etwa 30 UNESCO-assoziierte Schulen, die kontinuierlich Projekte durchführen, bei denen es um Leistungen internationaler Organisationen im Bereich der Menschenrechte geht. Es wäre natürlich wünschenswert,

wenn es z.B. im Rahmen der UNESCO-Kommission einen ständigen Koordinator für Projekte zu Menschenrechten gäbe. Von den personellen Ressourcen her würde es aber momentan nicht gehen. Es sind sehr kritische Leute an den Schulen, die wirklich bereit sind, in diesem Bereich etwas zu tun. Auch in den Bereichen der Erwachsenenbildung und Multiplikatoren-ausbildung muß viel mehr passieren als bisher.

Gangoly: Die Kampagne war für ein Jahr angesetzt. Es gibt seit letzter Woche einen Beschluß der europäischen Jugendminister, daß die Kampagne auf jeden Fall weitergeführt werden soll, unter demselben Logo *all different, all equal*. Ganz speziell deswegen, weil es in den neuen Demokratien in Zentral- und Osteuropa erstmals eine wichtige Zusammenarbeit zwischen NGOs und den Regierungen gegeben hat – Strukturen, die erfolgreich waren und die viel Geld gekostet haben. Von meiner Seite gibt es den Wunsch, zwei Einrichtungen weiterzuführen, die im Rahmen der Kampagne entstanden sind: eine unabhängige Struktur, die Serviceleistungen und Geldmittel für engagierte Initiativen und Einzelpersonen anbietet, und die politische Kooperation zwischen den NGOs und Regierungseinrichtungen zu diesen Themen. Ich kann mir durchaus vorstellen, daß es für ein Komitee mit einer erweiterten Zusammensetzung, die auch das Innenministerium und das Sozialministerium einbindet, sehr weitläufige Aufgaben in Österreich geben kann. Z.B. die Errichtung einer Gleichbehandlungskommission für Minderheitenfragen, mit dem offiziellen Auftrag, die Situation von benachteiligten Jugendlichen in Österreich zu prüfen. ■

Gespräch: Hakan Gürses



Von links nach rechts: Jürgen H. Gangoly, Gerhard Goschnik, Hakan Gürses

Jux und Tol(l)eranz

Vom alltäglichen Umgang mit Lesben und Schwulen

von Dieter Schmutzer

Also, ich sag Ihnen, ich bin so was von tolerant, so was von tolerant müssen Sie erst einmal finden. Wegen mir hätte niemand ein Jahr der Toleranz ausrufen müssen. Bitte, natürlich sind nicht alle Leute so, schon gar, wenn es ums Thema Homosexualität geht. Unmöglich führen sich da manche Personen auf, direkt ekelhaft. Da könnt ich Ihnen Geschichten erzählen ...

Zum Beispiel die von dem Mann, der in einem kleinen Ort in Tirol lebte. Fleißig war er, ein eigenes kleines Geschäft hatte er, die Nachbarn mochten ihn gut leiden. Daß er nicht Weib und Kind hatte, nahm man zur Kenntnis – schließlich gibt es überall solche Hagestolze. Und dann geschah es eines Tages, daß man herausfand, daß er schwul war. Nicht nur das, mit einem Jugendlichen hatte er sich herumgetrieben und hatte daher eine Anklage wegen Verstoßes gegen § 209 (Unzucht mit Minderjährigen) zu erwarten. Da mochten ihn die Nachbarn gar nicht mehr gut leiden, die Kunden blieben aus, die Behörde, die die Konzession für sein Geschäft vergibt, machte plötzlich Schwierigkeiten. Ja, und durch irgendwelche undurchsichtigen Aktionen kam er sogar um seinen Führerschein. Fragen Sie mich nicht, wie das funktionierte, aber nicht nur Gottes Wege sind manchmal unergründlich. Was er sich in vielen Jahren aufgebaut hatte, war innerhalb weniger Wochen beim Teufel: Ansehen, Freunde, seine Existenz. Was er danach machte, weiß ich nicht, ich habe ihn und sein Schicksal aus den Augen verloren. Damit Sie mich recht verstehen, das alles passierte nicht anno dazumal, sondern vor einigen wenigen Jahren.

Genauso wie der Selbstmord des 17jährigen Andreas W. Er war wegen einer Lappalie von der Polizei aufgegriffen worden. Bei dieser Gelegenheit stellte sich auch heraus, daß er schwul war. Weil er mit dieser »Schande« nicht le-

ben wollte, erhängte er sich während der U-Haft in seiner Zelle. Einige Zeit später hatte ich mit ein paar KollegInnen eine Unterredung mit der damaligen – bekannt streitbaren – Familienministerin. Um die Diskriminierung von Lesben und Schwulen in diesem Land ging es dabei. Als Beispiel erzählten wir die Geschichte von Andreas W. Das, sprach die Ministerin hierauf, das sei doch kein geeigneter Fall, aus Liebeskummer würden schließlich viele junge Leute Selbstmord begehen! Aus Liebeskummer vielleicht, aber kennen Sie einen Menschen, der sich umgebracht hat, weil er heterosexuell ist?

Ich könnte Ihnen noch ein paar Geschichten erzählen. Davon zum Beispiel, wie es ist, wenn man als Schwuler bzw. wenn frau als Lesbe einen Info-Stand betreibt oder an einer Kundgebung mitwirkt. Falls Sie glauben – so wie ich seinerzeit –, der Satz »Unter'm Hitler hätt's des net gebn« sei eine Erfindung, die im wirklichen Leben nicht vorkommt, dann irren Sie. Für jedes Mal möchte ich einen Hunderter haben – ich könnte mir locker einen mehrwöchigen Traumurlaub leisten.

Oder davon, daß ganz normale, durchschnittliche Menschen mit Homos überhaupt kein Problem haben. Es sei denn, der eigene Sohn wäre schwul – das wollten sie denn doch nicht. Warum? Naja, irgendwie ist das doch nicht normal. Die sind ja krank, nicht? Daß die Tochter lesbisch sein könnte, auf die Idee kommen sie gar nicht. Also, manche Menschen sollte man ... Nein, das darf ich gar nicht denken, schließlich bin ich ja tolerant.

Vielleicht werden Sie jetzt sagen: Was soll's, dumme Menschen gibt es überall, unverbesserliche halt, ewiggestrige. Dann erzähle ich Ihnen eine andere Geschichte. Grad zehn Jahre ist das jetzt her, eine riesige Menschenmenge war zur 40 Jahre-Befreiungsfeier nach Mauthausen angereist. Ein erhebendes und zugleich ergreifendes Gefühl – so unter -zigtausend anderen Menschen. Man merkt die freundliche Aufnahme,

man fühlt sich stark: Alle gemeinsam im Andenken an die Opfer des Nazi-Terrors, alle gemeinsam gegen Krieg und Faschismus. Die HOSI Wien führte ein Transparent mit: *Tausende homosexuelle KZ-Opfer warten auf Rehabilitation*. Es dauerte nicht lange, da kam ein aufgeregter Herr daher, der sich als Mitglied der Lagerleitung deklarierte und die Einziehung des Transparents forderte. Schließlich, argumentierte er, sei das da keine politische Veranstaltung, wo man Parolen ausgeben könne. Wir erklärten ihm, daß wir doch nur eine legitime Forderung – die nach Anerkennung als Opfer des Nationalsozialismus – stellten. Da sprach der Herr der Lagerleitung den denkwürdigen Satz: *Abartigheit hat kein Recht auf Forderungen*.

Danach war das erhebende und zugleich ergreifende Gefühl ein bißchen kleiner.

Haben Sie den Eindruck, daß diese abartigen Lesben und Schwulen gerne im Konzentrationslager waren? Vielleicht aus Jux und Tollerei? Denken Sie auch, daß sie, die bis heute vom Staat keinerlei materielle oder ideelle Wiedergutmachung bekommen haben, gefälligst den Mund halten sollen? Natürlich nicht, Sie sind ja toll ... äh ... tolerant.

Zehn Jahre später, Mauthausen im Mai 1995. 50 Jahre-Befreiungsfeier. Da war's dann wirklich anders. Das Gefühl »wir alle gemeinsam« war wieder da, und ein Herr von der Organisation, der den Zug der Lesben und Schwulen vor der Rednertribüne einwies, sagte sogar: Schön, daß Ihr da seid! Ein einzelner Mann in der Menge war da, der sagte: Wir waren Politische! Wir brauchen da keine Homosexuellen! Ach, guter Mann, was soll's? Niemand hat Dir beige-pflichtet, und außer ein paar Lesben und Schwulen hat's keiner gehört. Und die regt das nicht mehr auf, die sind's gewöhnt.

Ich will fair sein: Das gesellschaftliche Klima ist in den letzten Jahren besser geworden. Die Weltgesundheitsorganisation hat Homosexualität erst vor wenigen Jahren aus ihrem Krankheits-Diagnoseschlüssel gestrichen. Es gibt PolitikerInnen, die sich für die Rechte von Lesben und Schwulen einsetzen. Es gibt zunehmend Leute, die nicht in Ohnmacht fallen, wenn zwei Frauen oder zwei Männer sich auf der Straße umarmen oder gar küssen. Es gibt sogar zunehmend Promis, die sich öffentlich bei Benefizveranstaltungen zeigen. Beim Life-Ball zum Beispiel. Der

hat zwar nichts mit schwul-lesbisch zu tun, sondern mit AIDS, aber das weiß man ja, daß vor allem Schwule ..., naja, ich meine ..., weil sie doch so promi ... – nein, nicht prominent, promisk, will ich sagen ... Also, lassen wir das. Was ich sagen will, ist, daß es Leute gibt, die ihre Unterstützung ernst meinen. Nicht jeder ist ein berühmter Baumeister, der sich zu so einem Anlaß sogar als Fummeltrine verkleidet, um ja nur sicher in die Klatschspalten zu kommen. Liebend gern verzichten würde ich auf die Unterstützung solcher ... Halt, Dieter, das darfst du gar nicht denken, schließlich bist du ja tolerant!

Ich will sogar ganz fair sein und ver-rate Ihnen jetzt ein Geheimnis: Es gibt auch Lesben und Schwule, die Vorurteile haben. Die ganz und gar nicht tolerant sind gegenüber Männern oder Frauen oder AusländerInnen oder Juden oder Roma oder Behinderten oder oder oder. Es gibt sie wirklich, die Schwulen, die den Jörg H. wählen, »weil er so fesch ist«. Also abgesehen davon, daß ich das ganz persönlich für eine Geschmacksverirrung halte, ist es schlicht und einfach degoutant. Aber so war's halt früher auch schon: Manche legen sich mit ihren späteren Schlächtern ins Bett.

Ich kenne sie auch – obwohl ich sie lieber nicht kennen würde –, die geme-

alle AusländerInnen raus haben wollen, weil die eh alle faul sind und uns die Arbeit wegnehmen. Was manche von ihnen nicht daran hindert, sich am Türkenstrich einen knackigen Knaben zu kaufen. Schließlich haben sie ja nicht prinzipiell etwas gegen Ausländer, nur gegen ganz bestimmte. Es gibt sogar Lesben und Schwule, die halten Heteros ganz allgemein für das Letzte. Aber ich schwöre Ihnen, das ist eine verschwindende Minderheit!

Was soll's, werden Sie vielleicht jetzt wieder sagen, dumme Menschen gibt es überall, unverbesserliche halt, ewiggestrige. Aber untereinander, da werden sich Homosexuelle doch in Verständnis und Toleranz üben. Da will ich Ihnen auch eine Geschichte erzählen. Es ist schon lange her, mehr als 15 Jahre. Da gab es Schwule, die von einer Zusammenarbeit mit Lesben partout nichts wissen wollten – und umgekehrt. Bei einer gemeinsamen Sitzung passierte es, daß einer der anwesenden Männer wieder einmal meinte, man solle doch im neugegründeten Verein HOSI mit den Weibern gar nichts erst anfangen. Kaum hatte er dies gesagt, da flog ein – wiewohl leerer, da aber aus massivem Glas, dennoch schwerer – Aschenbecher knapp an seinem Kopf vorbei. Der Werfer war übrigens ein anderer Mann.

Nun, die Zeiten fliegender Aschenbecher scheinen vorbei zu sein. Aber ob es in der »Szene« deswegen Toleranz gibt? Oder gar Akzeptanz? Oder Solidarität? Die Lederkerls schauen scheel auf die Tunten, die Opernfreaks schauen scheel auf die Politschwester, die autonomen Lesben schauen scheel auf die Vereinslesben, die Spontis auf die Vorsichtigen – und genauso umgekehrt. Nicht alle natürlich, aber ein paar.

Wissen Sie, auch Lesben und Schwule sind einfach Menschen wie du und ich. Wo sollen sie denn die vielgepriesene Toleranz lernen, da sie doch selbst nicht allzu oft welche erfahren.

Ich glaube, ich habe es schon einmal kurz erwähnt – bei mir ist das natürlich anders. Wenn ich davon absehe, daß ich bei den Sandlern am Bahnhof Wien Mitte ganz rasch vorbeigehe, oder daß ich manchem kleinkarierten Einfaltspinsel wahnsinnig gern den Hals umdrehen würde, oder daß ich bei diesen Piefke-Reisegruppen am liebsten laut schreien würde, oder daß mir etliche Tunten ganz gehörig auf den Nerv gehen, also wenn ich davon absehe, bin ich so was von tolerant, geradezu unglaublich.

Aber glauben Sie mir, manchmal ist das verdammt schwer. ■



Groll auf der Brückenwaage

oder die Enge der Toleranz

von Erwin Riess

Die Zentralwerkstätte der Bundesbahnen. Früher Abend. Groll steht mit seinem Rollstuhl auf einer Brückenwaage. Aus einer Halle strömen Menschen. Tritts, der Soziologe, löst sich aus der Menge. Er sieht Groll und läuft auf ihn zu.

Tritt Hallo, Groll!
Groll reagiert nicht.
Tritt Ich komme!
Groll Weg! Bleiben Sie mir vom Leib!
Tritt außer Atem, streckt Groll die Hand entgegen Da bin ich!
Groll Sie Narr! Jetzt haben Sie alles verdorben! Führt mit dem Rollstuhl einige Meter zur Seite.
Tritt Was habe ich verdorben? Wovon sprechen Sie?
Groll Von der Waage, Sie Ignorant. Ich habe versucht, mich abzuwiegen, und Sie haben den Wiegevorgang zunichte gemacht.
Tritt Das tut mit leid. Aber ich konnte doch nicht wissen –
Groll – daß diese Brückenwaage äußerst sensibel ist. Daß sie erst auf mein Gewicht und das des Rollstuhls eingestellt werden muß, bevor man einen Wiegevorgang einleitet. Daß die Toleranzgrenze in stundenlanger Arbeit auszubalancieren ist. Daß schon die kleinste Störung die Anordnung des Experiments hinfällig macht.
Tritt Ich wußte nicht –
Groll – daß Rollstuhlfahrer nirgends ihr Gewicht wiegen können. Daß es keine Waagen gibt, die mit dem Rollstuhl zu befahren sind. Daß die Spitäler, die früher noch über Sitzwaagen verfügten, heutzutage nicht einmal mehr Briefwaagen besitzen. Daß selbst Rehabilitationszentren sich mit Gewichtsschätzungen behelfen müssen.
Tritt Ich dachte, Sie hätten wie ich das Theaterstück in der Montagehalle gesehen. Ich dachte, der »Nathan« sei Ihnen nahe gegangen und Sie wären deswegen zur Seite gefahren.
Groll Niemand ist mir zu nahe getreten, auch kein »Nathan«. Nur Sie kommen mir andauernd in die Quere.
Tritt Weil ich Ihnen gewogen bin.
Groll Sie verschaukeln mich, so wie vorhin.
Tritt Lassen Sie uns das Experiment wiederholen! Ich helfe Ihnen.

Groll Das ist nicht so einfach, wie Sie glauben. Diese Brückenwaage ist äußerst sensibel, sie ist zwar für Lokomotiven bis 100 Tonnen zugelassen, eignet sich aber genauso für Präzisionsmessungen. Wenn ich so wie jetzt vor Erregung und Ärger zittere, ist ein korrektes Meßergebnis unmöglich. Die Waage setzt aus, wenn das auf ihr befindliche Gewicht auch nur um wenige Dekagramm schwankt. Jede Bewegung des zu wiegenden Objekts führt dazu, daß die komplizierte Mechanik Schaden nimmt.
Tritt Wenn Sie wollen, stelle ich mich als Testobjekt zur Verfügung. Ich bin ganz ruhig.
Groll Wollen Sie mich für dumm verkaufen? Ihr Gesicht zuckt wie eine defekte Glühbirne, Ihre Arme kreisen durch die Luft wie Flugzeuge in der Warteschleife und Ihre Beine hüpfen über den Platz, als querten Sie die Geleise der Ostbahn.
Tritt Dafür kann ich nichts. Daran ist ausschließlich Lessings Theaterstück schuld. Die Ringparabel hat mich tief bewegt.
Groll Wovon reden Sie?
Tritt Von der Inszenierung. Deutet in Richtung Halle.
Groll In der Montagehalle wird Theater gespielt?
Tritt Seit gestern, im Rahmen der Festwochen.
Groll Was ist mit den Lokomotiven? Hat man sie in Sicherheit gebracht?
Tritt Das weiß ich nicht. Ich bin nicht wegen der Lokomotiven, sondern wegen Lessings »Nathan« hierhergekommen.
Groll Haben Sie den Hund gefunden?
Tritt Welchen Hund?
Groll Lessings »Nathan«. Auf meiner Stiege wohnt ein pensionierter Kriminalbeamter namens Kesselring, er besitzt einen Rottweiler namens »Wotan«.
Tritt Ich spreche von Gotthold Ephraim Lessings »Nathan der Weise«, einem der berühmtesten Theaterstücke des deutschen Sprachraums. Und der Mittelpunkt dieses Stücks, dessen Inhalt jedes Schulkind im Schlaf hersagen kann, der Mittelpunkt des »Nathan« ist die »Ringparabel.«
Groll Ich mache mir nichts aus Schmuck.

Tritt Die Ringparabel hat nicht mit Schmuck zu tun, sie ist ein Gleichnis, eine Metapher dafür, daß alle Menschen Brüder werden, unbeschadet ihrer Herkunft, gleich welcher Religion, wenn sie einander nur vorbehaltlos achten. Die »Ringparabel« singt das hohe Lied auf die edelste der menschlichen Tugenden, die Toleranz.
Groll Toleranz ist eine Tugend?
Tritt Die Königin der Tugenden.
Groll Ich dachte, Toleranz sei eine physikalische Größe, ein Begriff, der die Größe einer Abweichung von einem Normergebnis beschreibt. Diese Brückenwaage, zum Beispiel, hat einen außergewöhnlich niedrigen Toleranzbereich.
Tritt Der Toleranzbegriff hat auch eine gesellschaftliche Seite. Das ist sogar die wichtigere.
Groll Wenn das so ist: Wie stark muß man sein, um Toleranz üben zu können?
Tritt Ich verstehe die Frage nicht.
Groll Weil Sie ein Akademiker sind. Weil Sie Zentralwerkstätten nur besuchen, wenn diese zweckentfremdet werden.
Tritt beleidigt Vielen Dank für die Blumen.
Groll Bitte. In der Zentralwerkstätte der Bundesbahnen erscheint die Welt des Geistes in einem neuen Licht.
Tritt Den Eindruck habe ich auch.
Groll Sie haben meine Frage nicht beantwortet: Sollen Schwache und Unterdrückte ihren Peinigern gegenüber tolerant sein? Besteht eine allgemeine Verpflichtung zur Toleranz?
Tritt Der Begriff der Toleranz war ursprünglich ein Kampfbegriff des Bürgertums gegen die Herrschaft von Adel und Kirche. Das Toleranzedikt von Nantes 1598, das Toleranzpatent Joseph II. aus dem Jahr 1681 sind Meilensteine auf dem Weg zur politischen Gleichberechtigung der Bürger vor dem Staat. Ohne Toleranz ist die moderne Demokratie undenkbar.
Groll So schlecht steht es also um die Demokratie? Sie kann sich nur mehr durch Toleranz über Wasser halten?
Tritt Sie scheinen da einiges zu verwechseln.
Groll Aber Sie sagten doch, Toleranz sei eine Waffe im Kampf um die Macht gewesen. Jetzt, da die Toleranten die

Macht innehaben, ist der Toleranzbegriff folgerichtig ein Kampfbegriff der Mächtigen gegen die Schwachen.
Tritt Was reden Sie da?
Groll Aus mir spricht die Schattenseite der Geschichte.
Tritt Wie kommen Sie darauf?
Groll Als der Bundespräsident vor kurzem das ehemalige Behinderten-KZ Hartheim besuchte, sprach er davon, daß die Politik nicht die Augen vor den Schattenseiten der Geschichte verschließen darf. Er meinte damit uns Behinderte.
Tritt Er meinte Hartheim! Ich verstehe Sie nicht: Hilfe weisen Sie entrüsted zurück, aber gleichzeitig beschweren Sie sich über mangelnde Toleranz.
Groll Habe ich das?
Tritt Ich habe Ihre Worte so gedeutet.
Groll Dann sitzen Sie einem Irrtum auf. Ich erzähle Ihnen eine Geschichte, dann werden Sie mich verstehen. Hören Sie jetzt meine Kreisparabel.

Tritt lacht Bitte! Ich höre!
Groll Ich habe eine Freundin, Dorothea. Sie ist durch Muskeldystrophie behindert und fährt mit einem Elektrorollstuhl. Sie studiert Slawistik und steht kurz vor dem Abschluß. Dorothea liebt das Theater, sie versäumt keine Premiere.
Tritt Hat Sie den »Nathan« schon gesehen?
Groll Nein, und Sie werden gleich erfahren, warum. Meine Freundin kann mit dem Rollstuhl die öffentlichen Verkehrsmittel nicht benutzen, sie ist daher auf den Behindertenfahrdienst der Gemeinde angewiesen.
Tritt Eine segensreiche Einrichtung.
Groll Ja, für den Besitzer des Fahrdienstes. Vorige Woche besuchte Dorothea eine Premiere im Museumsquartier. Das Stück endete um viertel nach elf, der Fahrdienst war für halb zwölf bestellt.

Tritt Er ist nicht gekommen?
Groll So ist es. Um zwölf urgierte Dorothea telefonisch in der Zentrale. Man erklärte ihr, daß Fahrten nur mehr bis elf Uhr abends durchgeführt werden. Meine Freundin ließ sich nicht abweisen, sie bestand darauf, abgeholt zu werden. Sie hatte die Fahrt schon vor Tagen bestellt, und niemand hatte ihr etwas von der Ververlegung gesagt. Daraufhin wurde sie von der Telefonistin beschimpft, Dorothea solle gefälligst toleranter sein.
Tritt Das ist nicht wahr!
Groll Ich war die ganze Zeit bei ihr und habe jedes Wort gehört.
Tritt Wie ist sie nach Hause gekommen?
Groll Mit einem Kranwagen der Feuerwehr.
Tritt Wer übernimmt die Kosten?
Groll Dorothea hat die Rechnung an den Fahrdienst geschickt. Ich bin aber sicher, daß er sich weigern wird, die Rechnung zu begleichen.



Tritt Unglaublich.

Groll Harmlos. Wesentlich gefährlicher war ein Vorfall, der sich vor einigen Monaten ereignete. Dorothea wurde von einem Auto abgeholt, dessen Rampe für den E-Rollstuhl ungeeignet war.

Tritt Was ist passiert?

Groll Die Gewichtstoleranz der Rampe wurde überschritten, sie brach, Dorothea stürzte mit dem Rollstuhl auf die Straße, schlug mit dem Kopf auf dem Randstein auf und blieb bewußtlos liegen. Der Fahrer beging Fahrerflucht. Ein ukrainischer Matrose, der auf dem Rückweg zu seinem Schiff war, hat sie gefunden.

Tritt Ihre Freundin hat den Unfall überlebt?

Groll *nickt* Mit einer schweren Gehirnerschütterung.

Tritt Sie hat den Fahrtendienst verklagt?

Groll Der Besitzer des Fahrtendienstes bestritt, daß sie mit seinem Wagen gefahren ist. Zeugen konnte sie nicht namhaft machen.

Tritt Und der Matrose?

Groll Wir kannten weder seinen Namen noch den Namen seines Schiffes.

Tritt schüttelt den Kopf.

Groll Voriges Jahr im Winter, bei minus zwanzig Grad und heftigem Schneetreiben, mußte Dorothea in der Nacht über eine vereiste Donaubrücke nach Hause fahren.

Tritt Der Fahrtendienst hatte sie vergessen!

Groll Sie hatte großes Glück und ist mit einer Blasenentzündung durchgekommen.

Tritt Ein dreifacher Skandal!

Groll Mehr noch: Eine Ehrenbeleidigung, ein versuchter Totschlag, ein Mordversuch. Dorotheas Alltag eben.

Tritt Man muß sich an die verantwortlichen Politiker wenden!

Groll Das hat meine Freundin auch getan. Wissen Sie, was sie zu hören bekam? Der Stadtrat erklärte ihr, er sei zwar für die bedingungslose Gleichbehandlung aller Menschen, müsse aber leider darauf hinweisen, daß viele Invalide die großartigen Sozialleistungen als Selbstverständlichkeit betrachten.

Tritt Invalide?

Groll Er kennt kein anderes Wort für behinderte Menschen. Der Stadtrat fuhr fort, es sei nur natürlich, daß es hin und wieder zu Mängeln im großartigen System der kommunalen Hilfsdienste komme, dafür müsse man Verständnis haben. In Zukunft, schloß der Stadtrat, in Zukunft erwarte ich mir also von den Invaliden etwas mehr Toleranz.

Stille.

Groll Verstehen Sie jetzt, warum ich

den Toleranzbegriff ausschließlich naturwissenschaftlich anwende?

Tritt Ich verstehe das nicht. Der Stadtrat gilt als innovativer Kopf.

Groll Ja, von ihm stammt die Idee, daß wir unsere Rollstühle für die U-Bahnen umrüsten sollten. Er hat sogar eine einschlägige Studie in Auftrag gegeben. U-Bahngerechte Behinderte statt behindertengerechte U-Bahnen.

Tritt Ein böser Witz!

Stille. Nach einiger Zeit.

Groll Ich bin jetzt wieder ganz ruhig. Wir könnten einen neuen Wiegeversuch unternehmen.

Gelebte Toleranz

oder die »Plausibilität des Grundsätzlichen«

Erwin Riess, der geistige Vater von »*Groll & Tritt*«, der selbst Rollstuhlfahrer ist, hat in den vergangenen Monaten gemeinsam mit **Eduard Riha**, ebenso Rollstuhlfahrer, ein Skript für eine Fernsehserie verfaßt und an den ORF geschickt: »*Rolls Rolls oder Die Wiederkehr der vier Musketiere*« – die Geschichte von drei Rollstuhlfahrern und einem herzkranken Invalidenrentner, die Sozialhilfe und Pflegegeld zusammenlegen und ein havariertes Rolls-Royce-Cabrio kaufen. Das Auto soll ihnen als gemeinsames Behindertenfahrzeug dienen, doch nach seiner Reparatur und Inbetriebnahme beginnt eine Jagd der Sozialbehörden auf die vier. Die ablehnende Antwort aus der Abteilung »*Unterhaltung und Serien*« beinhaltet »begründende« Passagen, die haarsträubend sind: »*Der größere Teil unserer Zuschauer würde sich ausgeschlossen fühlen; dasselbe Publikum, das etwa an »Licht ins Dunkel« so lebendig teilnimmt, würde Ihnen und uns die Enttäuschung bereiten, daß es »Rolls Rolls« nicht akzeptiert. Für den ORF ergäbe sich daraus eine Quoten-Niederlage, die er sich auch wirtschaftlich nicht leisten kann, deren Wiederholung er möglicherweise sogar dulden müßte, weil dann auch andere Interessenten dieselben Rechte für sich beanspruchen würden. Ich (...) bitte Sie um Verständnis für eine Entscheidung, der sicher auch aus Ihrer Perspektive die Plausibilität des Grundsätzlichen zukommt.*«

Riess ging zu »anderen« Medien, *Die Presse* berichtete ausführlich über den Vorfall und veröffentlichte auch eine gekürzte Fassung des offenen Briefs, den der Autor an den ORF richtete – mit Erfolg, wie es scheint, denn die beiden Parteien befinden sich seit einigen Wochen miteinander im »Gespräch«. Ob wir die tolldreisten

Tritt Was habe ich dabei zu tun?

Groll Sie müssen einen Respektabstand zur Brückenwaage einhalten. Und Sie sollen das Meßergebnis ablesen, ich kann es von meiner Position aus schlecht sehen. Es wird gleich dunkel, beeilen wir uns. *Fährt auf die Brückenwaage, holt tief Atem und verschränkt die Arme. Tritt ist bemüht, das Ergebnis durch die Fensterscheibe des Wiegehäuschens zu lesen.*

Groll Wieviel zeigt die Waage?

Tritt Es ist zu dunkel, ich kann die Anzeige nicht entziffern. Irgendetwas zwischen null und tausend Kilogramm. ■

Abenteurer der vier behinderten Musketiere eines Tages im Hauptabendprogramm verfolgen werden können, ist noch offen; mit seinem offenen Brief hat aber der **STIMME**-Autor Riess bereits ein starkes politisch-literarisches Zeugnis von unserer Gesellschaft abgelegt. Hier einige Auszüge:

»*Sehr geehrter ORF!*

(...) *Seit Jahren benehmen Sie sich uns gegenüber in einer Art und Weise, die nur als schwere und fortgesetzte Verhöhnung bezeichnet werden kann, sie spielen Schicksal. Sofern behinderte Menschen in Ihren Sendungen überhaupt vorkommen, erscheinen sie als jammervolle Kreaturen, beladen mit Leid und Unmündigkeit. Sie brüsten sich mit Spendenrekorden für »Licht ins Dunkel«, aber Sie ignorieren, daß der Schaden, den diese Sendung der Selbstachtung behinderter Menschen zufügt, schwer wiegt. Behinderte führen Sie als bastelnde Halbmenschen vor, die gerührt sind, wenn Prominente ihnen Zwanzigschillingscheine in die gelähmten Händchen drücken. (...) Sie wollen uns einreden, die Welt bestehe aus liebeskranken Förstern, streichelnden Ärzten und intelligenten Schäferhunden. (...) Sie akzeptieren uns nur in der Form des Monsters, und es ist nur konsequent, daß man in Ihren Sendungen vom Leben dieser gefesselten Wesen nichts erfährt, diese bedauernswerten Kreaturen haben ja gar kein Leben, sondern nur ein Schicksal, das von Ihnen ins Visier genommen wird. (...) Wir haben keine Wünsche mehr an Sie. (...) Vor uns, den Quotenniederlagen, sollen Sie sich nicht mehr fürchten. Fürchten sollten Sie nur, daß eines Tages, wenn Sie die Scheinwerfer einschalten, große Dunkelheit um Sie sein wird. Und daß niemand da ist, der Ihnen Licht bringt.*«

red

Die Straße, in der wir wohnen, hat einen ganz untürkischen Namen, drei unterschiedliche Schreibweisen und einen ungewöhnlichen Verlauf mit Unterbrechungen und Winkeln, aber auch Platz für fußballspielende, übermütig lärmende Kinder, einen Schlagzeuger, der die Kinder an Lautstärke zwar nicht erreicht, sie aber etwa um sechs Uhr abends ablöst; dann, gegen Mitternacht, trifft sich die männliche sportbegeisterte Jugend an unserem Gartenzaun, kommentiert laut und mit viel Gelächter die aktuellen Fußballergebnisse. Aber Fußball ist eine sehr ernste Angelegenheit, jeder wichtige Sieg – und fast alle sind wichtig – wird mit hupenden, fah-nenschwingenden Autokolonnen, mit Schlachtgesängen, Pistolen- und Gewehrschüssen in den nächtlichen Himmel und mit gewaltigen Schlagzeilen an den folgenden Tagen gefeiert.

Fünfmal am Tag erschallt der Gebetsruf des Muezzins, der *Ezan*, »Gott ist groß!«, nicht aus der Dose, sondern live, natürlich entsprechend verstärkt, sodaß es zu sehr spannenden Überlagerungen und einer Mischung der verschiedenen Rufe von mindestens 5 Moscheen der Nachbarschaft kommt. Dieses akustische Erlebnis kann noch gesteigert werden, wenn man beim letzten *Ezan*, also spätabends, im Zentrum auf einer Dachterrasse ist; dann erklingt es von allen Seiten, zeitlich immer etwas versetzt von einigen dutzend Moscheen, und dazu noch das Lichterpanorama rundum und die vielen segelnden, tanzenden, schreienden, weißen Möwen gegen den schwarzen Nachthimmel – ein gewaltiger Eindruck!

In allen ernstzunehmenden Religionen ist *Brüderlichkeit* als grundlegend niedergeschrieben, und das geht weit über Toleranz hinaus. Toleranz hat auch damit zu tun, daß man möglichst viel voneinander weiß. Vorletzte Woche war der *Kurbanbayram*, das islamische Opferfest, an dem mit rituellen Tieropfern des gottesfürchtigen Abraham/Ibrahim gedacht wird, der bereit war, seinen Sohn Gott zu opfern. Auch im Alten Testament, in *Moses 37, 1-23* wird diese Szene beschrieben. Mit einigen kleinen Unterschieden: Im Koran, *37.Sure, 100-105*, weiß der Sohn, daß ihn

Lieber Freund!

21. 5. 95

sein Vater opfern muß, und er ermuntert ihn sogar, den Willen Gottes zu tun. In den mündlichen Überlieferungen wird erzählt, der Sohn habe seinen Vater gebeten, ihm die Augen zu verbinden, damit dieser nicht zuviel Mitleid mit ihm habe. In diesen Legenden wird auch berichtet, Abraham habe das Messer am Hals des Sohnes bereits angesetzt – aber vergeblich, ebenfalls beim zweiten Versuch. Als er die Schärfe dann an einem Stein ausprobierte, sodaß der Stein in zwei Teile fiel, wußte er, daß Gott doch anderes mit ihm vorhatte, erzählte mir ein Antiquitätenhändler in Afyon. Das weitere wird dann sowohl in den Legenden als auch im Koran und in der Bibel gleich erzählt: Es kommt zu einem Ersatzopfer. Ein Widder wird geschlachtet und geopfert. Dieses Fest ist deshalb im Islam von so zentraler Bedeutung, weil Mohammed laut Koran als Nachkomme Abrahams gilt und Abraham selbst wegen seiner Unterwerfung unter den Willen Gottes als erster Moslem. Zugleich haben die Moslems aber auch noch die Pflicht zum Almosengeben, eine der 5 Säulen des Islams: Ein Drittel des Fleisches muß an Arme verteilt werden, ein weiteres Drittel an Gäste, der Rest bleibt der Familie. Jeder, der ein Haus besitzt und keine Schulden hat, ist als gläubiger Moslem zum Opfer verpflichtet. Es gibt übrigens keinen ungläubigen Moslem, denn Moslem heißt, *sich Gott unterwerfen*.

Einige aufgeklärte Moslems finden, das Opferfest wäre eine überholte Tradition, das ist hier aber nicht die Frage. Ich weiß nur, daß es immer wieder Konflikte gibt, wenn bei uns in Österreich sozusagen schwarz geschlachtet wird, wenn Moslems ihre Opferpflicht erfüllen wollen. Viele meiner Landsleute stoßen sich daran, daß beim Opferfest der Moslems Blut fließt, vielleicht vergessend, daß die Blutsymbolik – oder Blutwirklichkeit, je nach theolo-

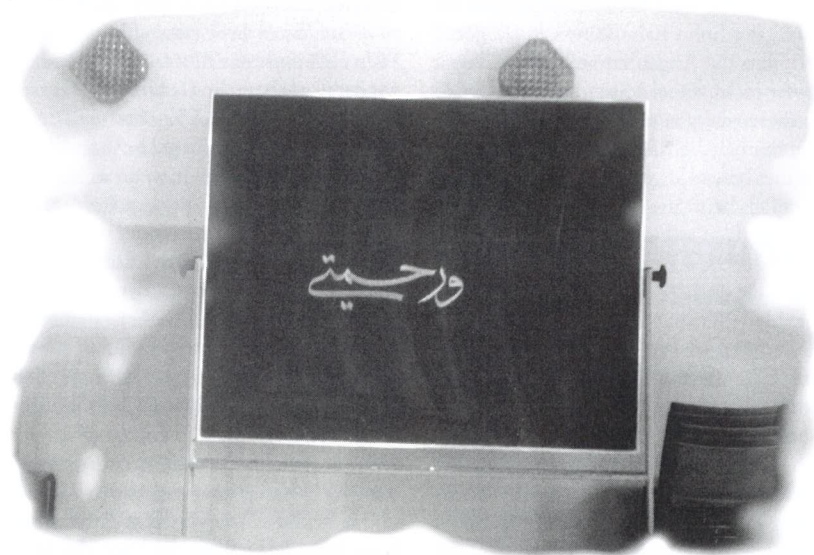
gischer Richtung – eine ganz entscheidende Rolle in den christlichen Kirchen, besonders bei den Katholiken spielt: »*Dies ist mein Fleisch, dies ist mein Blut; wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt ...*« Denken wir dabei auch an die Darstellung des Gekreuzigten in unseren Kirchen, Häusern, Schulen, ein Schock für jeden Ungeübten. Vielleicht ist es hilfreich, wenn wir uns gewisser Gemeinsamkeiten, gemeinsamer Wurzeln bewußt werden oder uns im anderen Fall dazu entschließen könnten, den *Anderen* trotz seiner Fremdartigkeit zu ertragen; das ist Toleranz, mehr ist nicht verlangt.

Zum Schluß noch etwas Privateres: Ich war vor einigen Wochen nach Polen eingeladen; eine Lesung, im österreichischen Kulturinstitut in Krakau, mit Unterstützung von **Marlis Lami** und **Armin Eidherr** und dem jiddischen Musikensemble »*Krakow*«, beendete ich mit der folgenden kleinen Geschichte: Der Rabbi wurde von seinen Schülern gefragt, wann man genau wisse, daß es Tag geworden ist. Ob es dann sei, wenn man aus der Ferne einen Apfelbaum von einem Birnbaum unterscheiden könne. Nein, meinte der Rabbi. Oder aus der Ferne einen Hund von einem Schaf? Nein, meinte der Rabbi. Es ist, sagte er, wenn man in seinem Gegenüber seinen Bruder und seine Schwester erkennt; dann erst ist Tag geworden. Diese Geschichte (jiddisch und deutsch) kommt auch in meinem interkulturellen Lesebuch vor, von dem ich Dir schon erzählt habe. Stell Dir vor, jetzt ist es tatsächlich approbiert worden und erscheint für das Schuljahr 1995/96. »*Brücken, köprüler ...*« soll es heißen, mein, unser Beitrag zum Jahr der Toleranz!



von **Susanne Pirstinger**

Zu einem Schulsprachenkonzept



Viele Tagungen und Seminare der letzten Zeit standen unter dem Motto »Lernen für Europa«, »Lernen in Europa«, »Europäische Dimension von Bildung« etc.

Um junge Menschen auf eine europäische Zukunft vorzubereiten, wird als wesentliche bildungspolitische Innovation das Fremdsprachenlernen angepriesen. Wer hätte da etwas dagegen? Politiker sprechen sich dafür aus, Vertreter der Wirtschaft fordern bessere Fremdsprachenkenntnisse, im Bildungsbereich Tätige stimmen zu.

Mein Problem als Lehrerin: Gilt diese vielgepriesene europäische Zukunft auch für türkische und kurdische Jugendliche, sind auch BosnierInnen, KroatInnen, Roma und SerbInnen aus dem ehemaligen Jugoslawien mitgemeint? Die derzeitige sogenannte Ausländerpolitik und die Ausländergesetze beweisen das Gegenteil. Diverse Erlässe erschweren diesen Jugendlichen den Zugang zu höherer Bildung und qualifizierten Berufen. Ein Recht zum Erlernen ihrer Muttersprache wird ihnen seit Jahrzehnten vorenthalten.

Wer darf welche Sprachen lernen? Slowenische Kinder in Kärnten und in der Steiermark, Romakinder, ungarische und kroatische Kinder im Burgenland, Kinder aus dem ehemaligen Jugoslawien und aus der Türkei, Flüchtlingskinder aus diversen Ländern (meist multilingual) und mo-

nolinguale deutschsprechende Kinder – alle dürfen hier in der Grundschule ab der dritten Schulstufe zur möglichst frühen Anbahnung fremdsprachlicher Kompetenzen Englisch lernen. Einige Auserwählte dürfen sogar eine bilinguale Volksschule besuchen. Erkenntnissen der Entwicklungspsychologie Rechnung tragend, daß frühkindlicher Spracherwerb günstig sei, dürfen diese Auserwählten bereits ab der ersten Schulstufe Englisch lernen. Selbstverständlich spreche ich mich nicht gegen Sprachkompetenzen in Englisch aus, denn Englisch könnte sich in Europa als eine Art Lingua franca etablieren, und daher sollte es für alle SchülerInnen möglich sein, gute Englischkenntnisse zu erwerben. Doch seien zum Schulversuch »Bilinguale Volksschule« einige Bemerkungen erlaubt. Laut Schulversuchsbeschreibung muß der Erwerb der Kulturtechniken in der jeweiligen Muttersprache der SchülerInnen erfolgen. Hierbei sind Englisch und Deutsch angeführt. Dies bedeutet, daß Kinder mit anderen Muttersprachen wie Türkisch, Farsi, Kroatisch/Serbisch, Romanes, Slowenisch etc. von diesem Schulversuch ausgeschlossen sind oder ihre Muttersprachen assimilatorisch zu Deutsch mutieren. Beides wäre fragwürdig.

Eine gute Schulsprachpolitik müßte die bereits bestehende Multilingualität und Multikulturalität anerkennen und fördern und nicht ausschließlich Spra-

chen ökonomisch bedeutender Nationen forcieren. Würde an der österreichischen Tradition der Mehrsprachigkeit ernsthaft angesetzt, würde dies bedeuten:

1. Diversifizierung von Fremdsprachen;
2. Volksgruppen/alte Minderheiten: Minderheitenschulgesetz nach dem Prinzip der allgemeinen Zweisprachigkeit für alle Kinder, damit diese Sprachen im alltäglichen Leben eine gewisse Funktionalität erhalten;
3. MigrantInnensprachen/neue Minderheiten: Recht aufs Erlernen der Muttersprache bis zur Matura, Unterstützung (analog Englisch) dieser Sprachen als Fremdsprachen für alle SchülerInnen;
4. Forcierung der Nachbarschaftssprachen wie Tschechisch, Ungarisch etc.;
5. Begegnung der Sprachen: im Sinne von Interkulturellem Lernen Bewußtmachung der Gleichwertigkeit von Sprachen, das Wecken von Interesse an Sprachen und die Sensibilisierung für Mehrsprachigkeit.

Ein Ernstnehmen der unterschiedlichen Spracherfahrungen aller SchülerInnen und der existierenden schulischen Mehrsprachigkeit bedeutet Abschiednehmen vom Mythos Monolingualität. Multilingualität und Multiethnizität entsprechen der heutigen schulischen und der Lebenswirklichkeit. Ein Schulsprachenkonzept für Österreich beinhaltet für mich somit offensive Förderung aller Minderheitensprachen, eine Diversifizierung von Fremdsprachen und Begegnung mit Sprachen (Sprachbegegnungsansatz in Nordrhein-Westfalen, Language Awareness-Konzeptionen in Großbritannien) zur bewußten Beschäftigung und Auseinandersetzung mit Sprachen.

Bei meinem Versuch, an einer Wiener Grundschule Beziehungen zwischen Sprachen zu verdeutlichen, bin ich manchmal verunsichert, denn meine SchülerInnen haben mehr Erfahrungen mit gelebter Mehrsprachigkeit als ich. Zwar lerne ich Türkisch und Italienisch, wodurch ich auch Einsichten in Mehrsprachigkeit gewinne, aber ich muß Abschied nehmen vom generellen Überblick über die Unterrichtssituatio-

nen (vielleicht war dies auch früher teilweise ein Mythos). Obwohl ich mir Kompetenzen bezüglich Vermittlung von mehrsprachigen Texten und mehrsprachiger Literatur angeeignet habe (z.B. waren einige Unterrichtsstunden mit dem Buch und der Kassette »Al fin Serafin – Kinderverse aus vielen Ländern« von Silvia Hüsler sehr erfolgreich und interes-

sant), habe ich noch kein gefestigtes, kontinuierliches Konzept. Ich bin auf Erfahrungen und Wissen von SchülerInnen und zwei-/mehrsprachigen LehrerInnen aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei etc. angewiesen. Das heißt, auch ich bin eine Lernende.

Um ein neues Schulsprachenkonzept an österreichischen Schulen durchzu-

führen, ist eine fundierte Aus- und Fortbildung für alle LehrerInnen unerlässlich. ■

Susanne Pirstinger
ist Volksschullehrerin
in Wien und Mitglied der
»AG Minderheiten & Bildung« der
Initiative Minderheiten.

Die Sprachen der Schule

Vom 20. bis 23. März fand in Drobollach am Faakersee eine Expertentagung zum Thema »Sprache und Kulturerziehung: Eine Grundlage für eine neues Schulsprachenkonzept?« statt. Geladen waren rund 30 ExpertInnen aus Österreich, Deutschland, Frankreich, Ungarn und den Niederlanden. Die Veranstalter der Tagung, Min.Rätin Dr. Dagmar Heindler, Mag. Josef Huber und Mag. Martina Huber-Kriegler vom »Zentrum für Schulversuche und Schulentwicklung« Abteilung III des BMUK in Graz stellten ihr Projekt einer Sprach- und Kulturerziehung (SKE) an österreichischen Schulen vor. Die TeilnehmerInnen der Tagung diskutierten in drei Gruppen über die Möglichkeiten der Umsetzung einer umfassenden SKE im Schulunterricht, um die Ergebnisse dann im Plenum vorzustellen.

Die Definition und die Abgrenzung von SKE zum Interkulturellen Lernen standen am Anfang der Diskussionen. Dabei wurde deutlich, daß sich SKE als Weiterentwicklung des Interkulturellen Lernens (IKL) versteht. Warum der Begriff IKL nicht weiter verwendet werden soll, erklärt sich durch die verhältnismäßig geringe Akzeptanz.

Als eine wichtige Voraussetzung für das Gelingen einer Sprach- und Kulturerziehung wurde die Neubewertung der Vielsprachigkeit genannt. Die Dominanz einer Sprache ist gerade in Österreich unrealistisch. Es gilt, an der österreichischen Tradition der Mehrsprachigkeit anzuknüpfen. Die Kinder der Migrantenfamilien stellen ein zusätzliches Sprachpotential dar, das bis heute nicht genutzt wird.

Ideal, um die SKE in den Schulunterricht einzubetten, wäre die Kombination eines Faches SKE mit einem übergeordneten Unterrichtsprinzip. Die Art und Weise, wie bisher Sprachen gelehrt/gelemt wurden, muß als überaltet angesehen werden. Die Dominanz der

Sprache Deutsch im gesamten Schulbereich ist nicht mehr zeitgemäß und hinkt hinter der aktuellen gesellschaftlichen Entwicklung hinterher. Eine Aufwertung der Minderheiten- bzw. Nachbarsprachen ist dringend notwendig. Daß heute in den Schulen immer noch Englisch, Französisch, Italienisch als Fremdsprachen gewählt werden statt z.B. Slowenisch, Ungarisch, Türkisch hat nicht nur mit dem Sprachenangebot zu tun. Die Erfahrung lehrt, daß Sprachen gewählt werden, die als »nützlich« gelten. (Die Bedeutung des Englischen als einer globalen Lingua franca ist nach wie vor unbestritten.)

Sprache und Kultur sind nicht voneinander zu trennen. Wir gewinnen unsere kulturelle Identität aus der Sprache. Die eigene Kultur und die anderen Kulturen werden über Sprache erfahren. Heindler, Huber und Huber-Kriegler führten in ihrem Projektentwurf einige Merkmale für die Ziele einer Sprach- und Kulturerziehung an: Die Schülerin/der Schüler

■ hat eine entwickelte Neugierde gegenüber Sprachen und Kulturen,

- ist bereit, ihre/seine Wahrnehmungen zu überprüfen und zu testen,
- weiß, daß anders anders ist, aber nicht automatisch schlechter, besser, gefährlicher, interessanter,
- hat Mittel zur Hand, die ihr/ihm helfen, sich mit Sprechern, die ihre/seine eigene Sprache nur teilweise beherrschen, zu verständigen,
- kann ihr/sein Sprachverhalten auf ihr/sein Gegenüber einstellen,
- erkennt die Relativität von Sprachen und Kulturen als Bedeutungssysteme,
- weiß, daß wir durch die Andersartigkeit erst die Eigenart erkennen lernen.

Das Projekt wurde von den TagungsteilnehmerInnen durchwegs positiv aufgenommen. Die Diskussionen waren heftig und fruchtbar. Es ist allerdings fraglich, ob ein Projekt, das zum Ziel hat, das Miteinander zu fördern, in einer Zeit und in einem Land verwirklicht werden kann, in dem gerade das Gegeneinander als ideale Form des Zusammenlebens wiederentdeckt wird. ■

Katina Lair



Neues Opfer der Sparmaßnahmen?

Miteinander Lernen – Birlikte Öğrenelim“ heißt das Beratungs-, Bildungs- und Psychotherapiezentrum für Frauen, Kinder und Familien im 16. Wiener Gemeindebezirk, das 1983 unter dem Titel »Türkinnenprojekt Ottakring« gegründet wurde. In seiner über zehnjährigen Arbeit hat sich der Verein zu einer Einrichtung entwickelt, deren Inhalte hauptsächlich an den Bedürfnissen von Frauen und Kindern aus der Türkei, die im Rahmen der Arbeitsmigration nach Österreich kamen, orientiert sind. Die sozialen, politischen, kulturellen und psychischen Konsequenzen der Migration sowohl für Migrantinnen als auch für Österreicherinnen sind Themenschwerpunkte der Vereinsarbeit.

Die Probleme von Arbeitsmigrantinnen sind meist vielschichtig und erfordern eine komplexe Betreuung. Aus dieser Überlegung heraus entwickelte der Verein ein ganzheitliches Bildungs-, Beratungs- und Psychotherapieangebot, das den Frauen mit Hilfe eines sprachlich und fachlich qualifizierten Teams (unter Berücksichtigung ihres soziokulturellen Hintergrunds) die Möglichkeit zu einer umfassenden Problemlösung an Ort und Stelle bietet. Darüber hinaus sollen die angebotene Hilfestellung und die vielfältigen Aktivitäten das Selbstbewußtsein und die Eigenständigkeit der Frauen fördern und selbständiges Handeln motivieren. Das ganzheitliche Arbeitskonzept beinhaltet nicht nur die Angebote, die Frauen, Kindern und Familien direkt zur Verfügung stehen, sondern auch Einflußnahme auf die Verbesserung der rechtlichen, sozialen und ökonomischen Verhältnisse von Arbeitsmigrantinnen.

1983 wurde mit einem Nähkurs für Frauen aus der Türkei mit gleichzeitiger Kinderbetreuung, einem Folkloretanzkurs und intensiver Betreuung von in Not geratenen Familien begonnen. Sehr bald wurden auch Deutschkurse mit Kinderbetreuung, Lernhilfe für Schulkinder und regelmäßige Sozialberatung angeboten. Derzeit umfaßt das Angebot des Vereins Deutschkurse (mit

Kinderbetreuung), Alphabetisierungskurse, Lernhilfe für SchülerInnen, Familienberatung, Sozialberatung und -betreuung, therapeutische Beratung, eine therapeutische Gesprächsrunde für Frauen. Zahlreiche Vorträge und Seminare für Österreicherinnen und Migrantinnen runden die regelmäßigen Aktivitäten ab (siehe auch Buchbesprechung auf S. 29).

Integration oder Neutralisation?

In der letzten Nummer der STIMME brachten wir einen Artikel mit dem Titel »Lernen – nicht nur in der Schule« und berichteten von einigen innovativen Initiativen aus dem Bereich der MigrantInnenarbeit. Und wenn Sie, verehrte(r) LeserIn, diese STIMME in den Händen halten, werden diese engagierten Projekte vielleicht schon nicht mehr existieren.

Was ist passiert? Am 26. April strich der Subventionsgeber, das BMUKA, der Volkshochschule Ottakring 60% ihres für die Arbeit im Zweiten Bildungsweg notwendigen Budgets. Das bedeutet: Die »Alphabetisierungslehrgänge« müssen eingestellt werden, die »Externisten Hauptschule« (in diesem Schuljahr in vier Klassen mehr als 60 Jugendliche) wird es im September vielleicht schaffen, eine! Klasse einzurichten, muß zwei Mitarbeiterinnen entlassen, wird Jugendliche wegschicken müssen – wohin? –, wird ihre Kursgebühren erhöhen müssen, sodaß die sozial sowieso schwachen Gruppen ganz aus dem Netz fallen werden, da sie sich Bildung nicht mehr leisten können – also werden sie unverrichteter Dinge davongehen – wohin? Dahin, woher die Kids kommen: auf die Straße. Der Teufelskreis beginnt: kein Deutsch, kein Hauptschulabschluß, keine Lehrstelle, kein Visum, keine Be-

Allerdings ist der Verein derzeit in seiner Existenz bedroht, da der allgemeine Sparwahnsinn, der sich derzeit bei fast allen Bildungs- und Sozialinitiativen bemerkbar macht, auch hier nicht haltgemacht hat: Das BMUKA, Hauptförderer, kürzte seine Subvention um 40%. Dadurch sind drei Arbeitsplätze, also die Deutsch- und Alphabetisierungskurse, gefährdet. Zwei Mitarbeiterinnen, die im Rahmen der »Interkulturellen Lernbetreuung (IKL)« angestellt waren, wurden bereits gekündigt (über die Auswirkungen der Sparmaßnahmen für die IKL berichteten wir in der STIMME 14). Auch das Frauenministerium hat sich bislang nicht bereit erklärt, den Verein zu unterstützen.

Bleibt nur zu hoffen, daß dieser Bericht nicht zu einem Nachruf wird! hk

schäftigungsbewilligung = Abschiebung im extremsten Fall, billige, unqualifizierte HilfsarbeiterInnenentätigkeiten im weniger extremen Fall! Wieder ein paar Parias mehr?

Die peregrina/Beratungsstelle für ausländische Frauen grübelt noch darüber nach, wie sie ihren Betrieb (1994: 1242 Beratungsgespräche, 314 langfristig betreute Frauen, 16 Deutschkurse, Alphabetisierungskurse, Nähkurse, eine biculturelle Kindergruppe, Vortragsreihen ...) aufrecht erhalten kann; bestehende Arbeitsverhältnisse können nicht verlängert werden, Bildungs- und Beratungsmaßnahmen müssen auslaufen. Über den Zustand all der anderen Vereine und Initiativen, die sich seit Jahren erfolgreich um die Integration von MigrantInnen bemühen, konnten noch keine konkreten Informationen eingeholt werden; aber das, was man/frau so hört, läßt Schreckliches erahnen ...

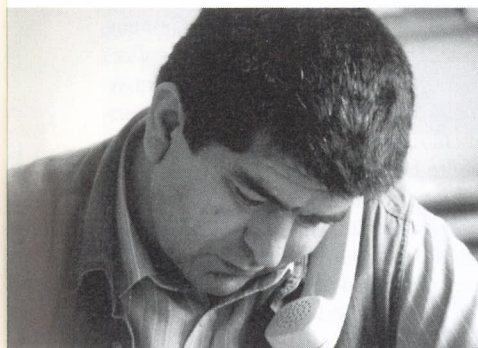
Es entsteht der Eindruck, als ob in einem dunklen Kämmerlein an der Zerschlagung einer mühsam aufgebauten sozialen Infrastruktur gearbeitet wird. Die gesamte Bildungs-, Kultur- und Soziallandschaft muß derzeit viel Substanz lassen. Rücksicht wird keine genommen. Eine Republik, die bei der Bildung spart, leistet einer »Nachfolgerepublik« Geburtshilfe. hk

Ist es möglich, eine Heimat in der Fremde zu finden?

Dies ist ein Prozeß. Ich kann nicht sagen, daß ich hier bereits eine Heimat gefunden habe. Als ich aus der Türkei kam, hatte ich nur Bilder aus diesem Land in meinem Kopf. Je länger ich hier bin, desto mehr Bilder von Österreich nehme ich auf. Mit der Zeit sind die Bilder aus der Türkei ein wenig zurückgegangen. Aber ich lebe noch immer diesen Prozeß durch. Ich fühle mich schon als Österreicher und ich weiß, daß ich Pflichten für dieses Land habe – die ich auch erfüllen will. Aber ich kann noch nicht sagen, daß ich hier gefühlsmäßig eine Heimat gefunden habe.

Was bedeutet für Sie Integration?

Daß in einer Gesellschaft jeder sein Leben leben kann, ohne Störung der anderen. Mit Störung meine ich brutale und gewalttätige Handlungen – nicht subjektive Störung wie Haarfarbe oder Musikgeschmack. Integration liegt für mich in der Meinung der Mehrheit. Wenn die Mehrheit immer mit Vorurteilen die Minderheit beurteilt, wird sich die Meinung der Mehrheit nicht ändern. Von Integration ist dann keine Rede. Integrationsarbeit ist für mich Aufklärungsarbeit mit der Mehrheit.



Zum Stichwort Toleranz: Wie stehen Sie zum Kopftucherlaß von Abdelrahimsai, dem Präsidenten der islamischen Glaubensgemeinschaft?

Grundsätzlich bin ich immer gegen Zwang. Auch bei der Religion. Für mich ist Religion kein Zwang, sondern Sache der Liebe. Wenn eine Frau das Kopftuch nicht tragen will, soll sie es nicht tragen. Umgekehrt aber, wenn sie das Kopftuch tragen will, soll man ihr nicht vorschreiben, es nicht zu tragen. Jeder soll den anderen so akzeptieren, wie er ist.

Wie schätzen Sie die Situation der zweiten und dritten Generation in Wien ein? Die Jugendlichen wollen sehr gerne Kontakt zur österreichischen Gesellschaft aufnehmen. Aber die Türen sind zu. Die Jugendlichen leben sehr isoliert. Sie suchen

»Wenn die Türen zubleiben ...«

aber trotzdem Kontakt, den sie oft nur bei den Österreichern finden, die auch außerhalb der Gesellschaft stehen – den Randgruppen. Hier sehe ich eine große Gefahr, die meiner Meinung nach sogar größer ist als der Rückzug der Jugendlichen zum Beispiel in die Nationalisierung. Diese Kontakte bringen nicht Dynamik in die Integration, sondern Dynamik für die Zukunft.

Die Gefahr der Nationalisierung?

Die Isolation bewirkt natürlich auch diese. Den Grund dafür sehe ich in den geschlossenen Türen der österreichischen Gesellschaft. Für die Zukunft bin ich aber nicht so pessimistisch. Ich glaube, daß sich in der Zukunft viele ausländische Jugendliche als Österreicher fühlen werden.

Birgt dies nicht die Gefahr der Assimilation, des Vergessens der eigenen Kultur und Sprache?

Meine Hoffnung ist, daß sich in der Zukunft auch die Werte der österreichischen Gesellschaft ändern werden. Die Österreicher werden auch andere Werte übernehmen. Das heißt: Die jungen Menschen werden ihre Werte und Kultur gemeinsam vorbereiten. Also gibt es in der Zukunft keinen Verlust von Kultur bzw. Assimilation – sondern größere Integration durch Gemeinsamkeit. Andererseits haben Sie recht: Wenn die Türen immer zu bleiben, führt dies zwangsläufig zu einer Assimilation.

Wie soll man die Türen öffnen, wie soll die Integrationsarbeit aussehen?

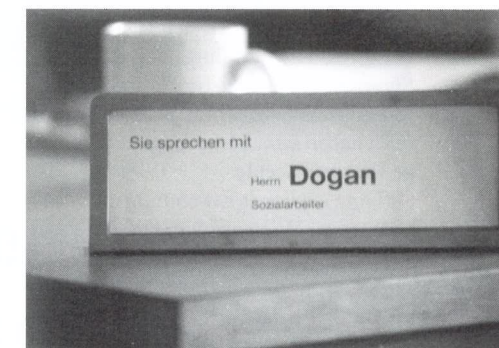
Man braucht verschiedene Bereiche zur Integration: die institutionelle Integration ist der eine, die politische Integration der andere. Erstere bedeutet, daß in verschiedenen Institutionen mehrere ausländische Menschen arbeiten können. Dies wäre der erste große Schritt. Die Österreicher könnten somit andere Bilder und Vorstellungen von diesen Menschen bekommen, ihre Vorurteile abbauen. Für die politische Integration sind die Form und der Inhalt der Vertretung sehr wichtig. Wenn z. B. ein Türke Abgeordneter wird und sich nur als Vertreter von Türken sieht, bringt das nicht sehr viel. Wenn er aber von Vertretern der Minderheit und der Mehrheit akzeptiert ist – also Abgeordneter für alle von

Ein Gespräch mit Ramis Doğan, Vorstandsmitglied im Beratungszentrum für MigrantInnen.

allen –, bringt dies der politischen Integration sehr viel. Ich sehe aber auch ein Problem im Wahlrecht. In Österreich ist eine Generation aufgewachsen, die österreichische Probleme nicht kennt. Probleme kennen heißt für mich Politik machen. Die zweite Generation ist hier ohne Politik aufgewachsen, sie kennt weder die Form noch den Inhalt. Dies ist eine Gefahr für die Demokratie Österreichs.

Glauben Sie, daß der EU-Erlass »Wenn türkische Staatsbürger länger in Österreich leben, sind sie den EU-Bürgern gleichgestellt« durchführbar ist?

Die Beziehungen zwischen den Ländern hängen von der wirtschaftlichen und



politischen Situation der jeweiligen Länder ab. Wäre die Türkei so etwas wie die USA, wie Frankreich, könnte ich sagen, daß diese Regelung sofort angenommen werden würde. Die Regelung wird aber von Österreich nicht angenommen, da die Türkei auf Österreich nicht Druck machen kann. Die Stellung der Türkei bei den EU-Staaten ist nicht so stark.

Wie sehen Sie die Situation der türkischen Familien in Wien?

So generell kann ich nicht antworten. Grundsätzlich kann man dazu sagen, daß ich eine positive Entwicklung wahrgenommen habe. Vor zehn bis zwanzig Jahren wollten die Türken irgendwann einmal zurück in die Türkei. Jetzt wollen viele bleiben, österreichische Staatsbür-

ger werden. Sie wollen am politischen Prozeß teilnehmen. In Wien leben ca. 50.000 Türken. Hier gibt es sehr viele Familien, die integriert sind. Diese kennen wir aber nicht. Wir kennen nur die, die Probleme haben, die uns präsentiert werden. In diesem Prozeß haben sicher die Medien eine große Rolle gespielt. Ich glaube, man muß dieses falsche Bild in den Köpfen der Mehrheit zuerst ändern,

bevor man weitere Schritte in der Integrationsarbeit machen kann.

Wenn Sie drei Wünsche zur Ausländerintegration offen hätten, was würden Sie wünschen?

Meine Wünsche sind an beide Seiten adressiert. An die österreichische Gesellschaft: Sie soll uns, die Ausländer, akzeptieren, wie wir sind. Mein zweiter Wunsch

geht an meine, an die Ausländerseite: Sie sollen die Österreicher akzeptieren, wie sie sind. Mein dritter Wunsch an die Politiker, Behörden, Institutionen: Sie sollen ihre Türen öffnen.

Ich hoffe, daß Ihre Wünsche in Erfüllung gehen. Herzlichen Dank für das Gespräch.

Gespräch: Gerhard Hochreiter

40 Jahre Staatsvertrag und die Minderheiten

Am 15. Mai 1955, zehn Jahre nach der Befreiung Österreichs von der Nazidiktatur, schloß die Zweite Republik einen Staatsvertrag mit den alliierten Siegermächten des Zweiten Weltkriegs. Der Staatsvertrag von Wien, der bis heute als wichtigste verfassungsrechtliche Grundlage der Minderheitenrechte in Österreich zu sehen ist, definiert im Artikel 7 in 5 Absätzen die Rechte der Minderheiten. Die Minderheitenschutzbestimmungen beziehen sich allerdings nur auf die *Kroaten* im Burgenland sowie die *Slowenen* in der Steiermark und in Kärnten. Alle anderen Minderheiten in Österreich haben *keine* verfassungsrechtlich abgesicherten Rechte.

Trotz expliziter Erwähnung im Staatsvertrag von Wien werden die Minderheitenrechte der Slowenen in der Steiermark vollkommen ignoriert. Bei den Slowenen in Kärnten und den Kroaten im Burgenland ist der Artikel 7 in einigen Punkten teilweise erfüllt, die Mehrzahl der Bestimmungen wurde aber bis heute nicht umgesetzt.

Sprache: Ein Ausgleich der »natürlichen Benachteiligung« der Minderheitensprache (kleine Auflagen bei lebenswichtigen Publikationen in der Muttersprache: Zeitungen, Schul- und Kinderbücher, Literatur; mangelnde Rentabilität von Radio- und Fernsehprogrammen nach rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten; geringe Rentabilität bei Produktbeschriftungen in der Minderheitensprache etc.) durch die Hilfe der Mehrheit stellt den eigentlichen Kern eines jeden demokratischen Minderheitenschutzes dar. Davon kann in Österreich derzeit keine Rede sein. Die strukturelle Benachteiligung der Volksgruppen bewirkt ein ständiges Zurückgehen der Volksgruppensprachen. Bei einigen ist möglicherweise bereits die kritische Grenze überschritten. Das würde das unwiederbringliche Verschwinden einer Sprache bzw. eines Idioms und einer regionalen Kultur bedeuten.

Elementarunterricht: Der Anspruch auf Elementarunterricht ist bei keiner Minderheit voll erfüllt. Bei den Slowenen in Kärnten gibt es den zweisprachigen Elementarunterricht nur bis zur 3. Volksschulklasse, bereits in der vierten Klasse wird nur noch in deutscher Sprache unterrichtet. Slowenisch wird zur Fremdsprache. In den meisten Volksschulen des Burgenlandes im zweisprachigen Gebiet wird kroatisch oder ungarisch nur 3 Stunden pro Woche als Fach angeboten. Durchgehenden zweisprachigen Unter-

richt gibt es nur in wenigen kroatischen Gemeinden. Slowenen in der Steiermark haben in der Praxis keinen Anspruch auf Elementarunterricht in ihrer Muttersprache.

Das Recht auf eine verhältnismäßige Anzahl eigener Mittelschulen ist nicht erfüllt. In Klagenfurt gibt es ein slowenisches Gymnasium und eine zweisprachige Handelsakademie für ganz Kärnten, im Burgenland nur ein zweisprachiges Gymnasium, das aus geographischen Gründen ca. 85% der Volksgruppe nicht erreicht.

Eine Schulaufsichtsbehörde für kroatische Schulen im Burgenland gibt es nicht.

Amtssprache und topografische Aufschriften: Die slowenische bzw. die kroatische Amtssprache gibt es nicht in den zweisprachigen Bezirken, sondern lediglich in einigen zweisprachigen Gemeinden. Zahlreiche wichtige Orte, vor allem die Wirtschafts- und Verwaltungszentren in den zweisprachigen Bezirken, sind ausgeschlossen. Die kroatische Amtssprache mußte beim Verfassungsgerichtshof eingeklagt werden (1987).

Zweisprachige Aufschriften topografischer Natur gibt es lediglich in einigen zweisprachigen Gemeinden (und nicht Bezirken) in Kärnten.

Gleichberechtigte Teilnahme an kulturellen, Verwaltungs- und Gerichtseinrichtungen ist nicht gewährleistet, wenn man davon ausgeht, daß es für alle Staatsbürger möglich sein soll, in ihrer eigenen Muttersprache an all den genannten Einrichtungen teilzunehmen.

Das Verbot von minderheitenfeindlichen Organisationen besteht nicht. Die Behörden waren bisher nicht einmal bereit, entsprechenden Anzeigen nachzugehen. So konnte z.B. der Kärntner Heimatdienst öffentlich zur Beschneidung der Minderheitenrechte auftreten und entsprechende Aktionen setzen. Im Burgenland konnte eine maßgebliche Gruppe von SPÖ-Kommunalpolitikern um Fritz Robak jahrzehntelang ungehindert zur Nicht-Erfüllung der Minderheitenrechte aufrufen. ■

Franjo Schruiff

Im sog. Jubiläumsjahr – 50 Jahre Befreiung von dem Naziregime, 40 Jahre Staatsvertrag, 75 Jahre Volksabstimmung – gilt es in Kärnten besonders eine Initiative hervorzuheben: die Gruppe »Mauthausen-Aktiv Kärnten/Koroška«. Der Impuls dazu kam aus einem interkulturellen Lehrveranstaltungsverbund (Peter Gstettner und Vladimir Wakounig), bei dem sich die Studierenden auf die Spurensuche verdrängter und verschwiegener lokaler Geschichte und Ereignisse begeben haben. Bei dieser mühsamen und langen Spurensuche ist es deutlich geworden, daß es auch hier in Kärnten, also in der unmittelbaren Nachbarschaft der Studierenden, während des Zweiten Weltkriegs alle Formen von Nazi-Verbrechen gegeben hat. Diese Erfahrung war für die meisten Studierenden eine völlig neue, denn die offizielle Geschichtsschreibung Kärntens verschweigt, daß das Naziregime Verbrechen an bestimmten Teilen der Zivilbevölkerung verübt hat.

Josef Zausnig, Student und Lehrer aus Ferlach/Borovlje, hat in seiner Diplomarbeit die Geschichte des *Loibltunnels* zum Thema seiner Spurensuche gewählt. Es ist ihm gelungen, die Brutalität des Tunnelbaues Schritt für Schritt zu rekonstruieren: Auf der Nord- und Südseite des Loibls wurden Außenlager des KZ Mauthausen errichtet. Einige tausend KZ-Häftlinge, die dem SS-Terror ausgesetzt waren, bauten den Loibltunnel in den Jahren 1943 bis 1945 ...

Am 10. Mai 1995 wurde im Napoleonstadl in Klagenfurt/Celovec in Anwesenheit vom Vizeregierungsdirektor Peter Leuprecht eine Ausstellung zum Loibltunnel und zum vergessenen KZ in Kärnten eröffnet. Die Ausstellung wurde bis zum Schlußtag am 28. Mai von mehr als 2600 Menschen aus dem In- und Ausland gesehen.

»Der Loibltunnel und das vergessene KZ in Kärnten«

Ein Buch und eine Ausstellung mahnen in Kärnten

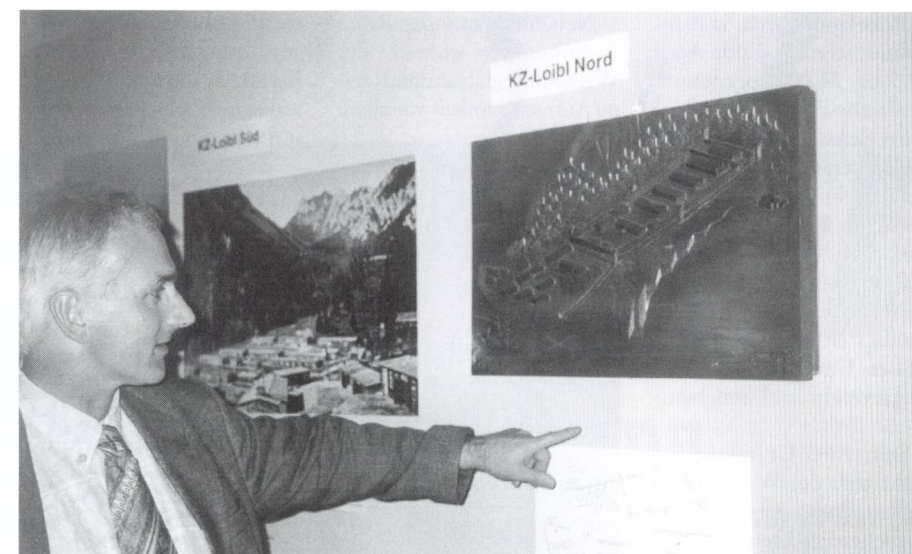
Auf Einladung des *Drava Verlags* und der Initiative »Mauthausen-Aktiv« hat auch Wissenschaftsminister Rudolf Scholten die Ausstellung persönlich besucht und dabei die Aktivitäten der Klagenfurter

Universitätslehrer gewürdigt. Besondere Anerkennung sprach der Wissenschaftsminister dem *Drava Verlag* unter der Leitung von Helga Mračnikar aus, der die Diplomarbeit von Zausnig publizierte. ■

Publikation:

Josef Zausnig: *Der Loibl-Tunnel. Das vergessene KZ an der Südgrenze Österreichs*. Mit einem Vorwort von Peter Gstettner. Klagenfurt/Celovec: Drava-Verlag 1995.

Vladimir Wakounig



Vergessene Opfer des Nationalsozialismus

Am 31. Mai veranstaltete der *Kulturverein Berggasse* in Zusammenarbeit mit der *Initiative Minderheiten* und der *Evangelischen Akademie Wien* eine Podiumsdiskussion zum Thema »Vergessene Opfer des Nationalsozialismus – Asoziale, Lesben, Schwule, Roma und Sinti«.

Brigitte Bailer vom DÖW referierte über den Begriff »Entschädigung« und wies darauf hin, daß das durch die Nationalsozialisten verursachte Leid nie mit Geld gutzumachen sei, um dann auf die noch nicht anerkannten drei Opfergruppen, nämlich die sogenannten Asozialen,

Behinderte und Homosexuelle, einzugehen. Sie betonte, daß auch Kärntner Slowenen in Konzentrationslagern inhaftiert waren; ebenso wie die Roma und Sinti erhielten sie nach 1945 keine Haftentschädigungen. **Barbara Rieger** erinnerte daran, daß zwei Drittel der damaligen österreichischen Roma- und Sinti-Bevölkerung von den Nationalsozialisten ermordet wurden; um ihre Anerkennung als Opfer mußten sie aber lange kämpfen und warten.

Hannes Sulzenbacher stellte fest, daß die nationalsozialistischen Paragraphen, die Homosexualität unter Erwachse-

nen bestrafen, erst 1971 abgeschafft wurden. **Helmut Wohnout**, Vertreter der ÖVP, kritisierte den Umgang der Zweiten Republik mit ihrer nationalsozialistischen Vergangenheit. Den Vorwurf des SPÖ-Vertreters **Johannes Schnizer**, die ÖVP verhindere die offizielle Anerkennung der oben genannten Gruppen als Opfer des Nationalsozialismus, wies Wohnout zurück. Einig waren sich die Politiker nur darüber, daß auch diese Gruppen selbstverständlich Opfer seien, nur brauche die rechtliche Regelung der Entschädigungsfrage – wie könnte es anders sein! – Zeit. hk



Die Qualität des Zusammenlebens

Der Wiener Integrationsfonds bemüht sich seit seiner Gründung um bessere Lebensumstände für die Kriegsflüchtlinge aus Bosnien.

Zur Zeit leben mehr als 600.000 Menschen aus Bosnien-Herzegowina, verstreut auf allen Erdteilen, als Flüchtlinge. Allein in Österreich befanden sich, laut Innenministerium, Ende April 1995 ca. 23.000 sogenannte »de-facto«-Flüchtlinge; Menschen, deren Leben mit einem Schlag verändert wurde, die nicht mehr das sein dürfen, was sie vor ihrer Flucht waren. Menschen, die sich in ihrem Exil auf unbestimmte Zeit meist nur mit dem Allernotwendigsten zufriedengeben müssen: Unterkunft und Nahrungsmittel zum Überleben.

Seit seiner Gründung bemüht sich der Wiener Integrationsfonds, zur Schaffung menschenwürdiger Lebensumstände für die Kriegsflüchtlinge aus Bosnien beizutragen: Ein weitreichendes »Maßnahmenpaket« zu ihrer beruflichen und sozialen Integration hat der von der Stadt Wien eingerichtete Fonds seither ausgearbeitet, ausgehend vom Grundverständnis, »daß die Qualität des interkulturellen Zusammenlebens nicht von einer zentralen Stelle vorgegeben werden kann«. Neben verschiedenen Sprach-, Berufsvorbereitungs-, Sozialhilfe- und Fachkursen, die nach unterschiedlichen Berufs- und Altersgruppen durchgeführt wurden, stellte der Integrationsfonds Einrichtungen wie psycho-soziale Betreuung, Spiel- und Lernclubs für Kinder in den großen Flüchtlingslagern, soziale Beratung u.a. zur Verfügung. Für diese »Integrationsmaßnahmen«, die weiter durchgeführt werden, wurde mit verschiedensten Behör-

den und Organisationen wie Caritas, Helping hands, Verband Wiener Volksbildung etc. kooperiert.

Neben diesen integrativen Bemühungen widmet der Wiener Integrationsfonds seine Aufmerksamkeit vor allem



AG Minderheiten & Bildung

Auf der »Tagung der Minderheiten«, die im Dezember 1994 von der Initiative Minderheiten veranstaltet wurde, äußerte der Arbeitskreis Bildungsinstitutionen den Wunsch, die Beschäftigung mit der Thematik fortzusetzen (die STIMME berichtete). Aus dem Wunsch wurde Realität: Im heurigen März wurde die AG Minderheiten & Bildung konstituiert. ExpertInnen treffen sich regelmäßig, um über die Pro-

dem Erhalt der kulturellen Identität von Kriegsflüchtlingen aus Bosnien. »Ihre soziale Stellung in der Gesellschaft, ihren Platz in der Familie und ihr Freundeskreis haben sie ebenso verloren wie geliebte Menschen, materielle Güter und ihre eigene körperliche und seelische Unversehrtheit. Was bleibt, sind die eigenen Wurzeln. Wenn auch diese abgeschnitten werden, verlieren die Menschen ihren letzten Halt.« Aufgrund dieser Überlegungen, die in der Projektbeschreibung formuliert werden, entstand die Idee zu einer Veranstaltungsreihe »Tage der Kultur Bosnien und Herzegowinas in Wien« – keineswegs

als Ausdruck von »Sentimentalität und weinerlicher Nostalgie«, sondern als Überlebenshilfe bosnischer Künstler für ihre Landsleute und zugleich als eine Möglichkeit für die Künstler selbst, ihr Schaffen einem internationalen Publikum vorzustellen. Im Interkulttheater treffen bosnische Musiker, Sänger, Volksdichter, Filmemacher, Literaten, bildende Künstler und Journalisten vom 17. bis 23. Juni zusammen, um einen repräsentativen Querschnitt aus dem facettenreichen Kunst- und Kulturschaffen Bosnien-Herzegowinas den eigenen Landsleuten und dem Wiener Publikum zu zeigen. red

blematik zu diskutieren, Initiativen zu setzen und an konkreten Vorhaben zu arbeiten. So wirkte die Arbeitsgruppe an dem von der ARGE Interkulturelles Lernen am Pädagogischen Institut des Bundes in Wien, in Zusammenarbeit mit der peregrina/Beratungsstelle für ausländische Frauen, im Mai veranstalteten Türkei-Kulturnachmittag für LehrerInnen unter dem Motto »Herkunftslander unserer SchülerInnen« mit. Im Juni findet der

zweite Teil, »Kultur der Roma und Sinti«, statt. Für Ende September ist eine LehrerInnen-Enquete mit dem Titel »MinderheitenInToleranzSchule« geplant. Als ReferentInnen werden Marie Therese Albert und Rudolf de Cillia erwartet. An der AG Minderheiten & Bildung Interessierte können sich an das Wiener Büro der Initiative Minderheiten wenden. hk

Wählen oder Ernennen?

Wiener KommunalpolitikerInnen diskutieren über die Errichtung der Ausländerbeiräte.

Endlich ist es auch in Wien so weit: Die Errichtung der Ausländerbeiräte auf kommunaler Ebene – ein wichtiger Schritt zur Mitbestimmung und somit zur Behebung eines demokratischen Defizits – wird auch von der Wiener SPÖ als Diskussionssthema angenommen. Die Diskussion über die Ausländerbeiräte befindet sich besonders in Westösterreich (vor allem durch die Bemühungen der Grünen und einzelner Personen wie IM-Mitarbeiter und Politologe Eugene Sensenig) schon im fortgeschrittenen Stadium; in Deutschland sind sie in vielen Gemeinden seit einiger Zeit längst Realität.

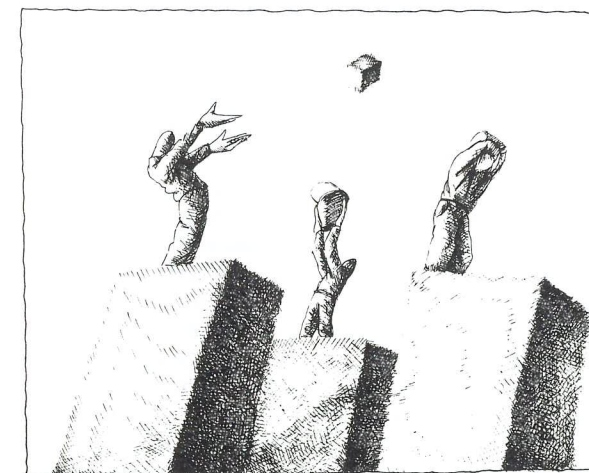
Die Wiener Thematisierung dieser Einrichtung in den vergangenen Wochen hat allerdings gleich zu Beginn Unstimmigkeiten ausgelöst. Die Debatte wurde durch einen Vorschlag der SP-Kommunal-

politikerin Renate Brauner angeregt: Mitglieder der Ausländerbeiräte sollten nicht gewählt, sondern ernannt werden, da sonst die Wahlaktion von »bestimmten« Kreisen als Ersatz zu einem kommunalen Wahlrecht für AusländerInnen gesehen und zu dessen Ablehnung dienen würde. Die Grünen und die Initiatoren der Ausländerbeiräte sind anderer Meinung: Eine maximale Legitimation dieser Einrichtungen sei nur dann gegeben, wenn ihre Mitglieder gewählt würden, so Grünen-Gemeinderätin Susanne Jerusalem.

In den nächsten Monaten wird sich herausstellen, ob die Kardinalfrage »Wählen oder Ernennen?« die Chance zur Errichtung der Ausländer-

beiräte intensivieren oder mit ihr auch die Möglichkeit eines eventuellen Wahlrechts für

AusländerInnen erneut auf unbestimmte Zeit verschoben wird. red



Der Verband Wiener Volksbildung veranstaltete gemeinsam mit dem ÖDaF, dem Wiener Integrationsfonds und dem PI Wien eine Tagung, bei der das Thema einer multikulturellen Gesellschaft aus den verschiedensten Perspektiven beleuchtet werden sollte.

Sabine Strasser referierte über die Problematik und Vielschichtigkeit der »Kopftuchdiskussion«, Peter Bettelheim entwarf unter dem Thema »Multikulturalität und Nationale Identität: Zwei Seiten eines Problems« die vielschichtige Gestalt einer prä- und postmodernen Gesellschaft, Rudolf de Cillia und Dilek Çinar präsentierten erste Vorarbeiten zu einem Projekt über die österreichische Identität.

Ingrid Gogolin beleuchtete, am Beispiel einer Hamburger Schule, den monolingualen Habitus der sich mehrsprachig gebenden Schulen; Sedef Gürmen sprach über die Konstruktion von Differenzen in der Frauenforschung. Den Abschluß des zweiten Tages gestaltete Werner Mayer, Direktor einer

Nachlese zur Tagung

Wiener Volksschule, in der Mehrsprachigkeit und Interkulturalität gelebt werden.

Am Samstag skizzierte Anton Pelinka ein kritisches Bild einer möglichen multikulturellen Gesellschaft, das sich an den Parametern »soziale Balance«, Gerechtigkeit und Be-

»Ist die multikulturelle Theorie in der Sackgasse? Konkrete Utopien als Ausweg oder Illusion«, 20. - 22. April 1995, in der VHS Ottakring/Wien

teiligung an der politischen Macht orientiert.

In vier Arbeitsgruppen wurden die Referatsthemen auf-

gegriffen und weiter diskutiert. Ein Sammelband mit den Referaten soll im Herbst 1995 erscheinen. vvv

Regionalarbeit in Tirol

Anstelle der Serie von Präsentationsabenden für Minderheiten, wie sie im letzten Jahr im Bierstindl veranstaltet wurde, hat die Initiative Minderheiten ihre Kraft heuer auf ein Wochenende im Mai konzentriert: 11 verschiedene Migrantenvereine und Sozialorganisationen beteiligten sich am »Tag der offenen Türen«, indem sie zwischen dem 24. und 28. Mai in ihren Vereinslokalen Programme für die Öffentlichkeit anboten, welche vom Kulturfest über Infonachmit-

tag bis zu sportlichen Aktivitäten reichten. Die Initiative Minderheiten übernahm die Koordination und bewarb die Aktion u.a. mit einer Broschüre, die das Gesamtprogramm sowie Beschreibungen der teilnehmenden Gruppen enthielt (ein ausführlicher Bericht erscheint in der nächsten STIMME).

Unter Mithilfe der Initiative Minderheiten ist ein »Arbeitskreis Innsbruck-Sarajevo« im Entstehen, dessen Ausgang der »1000 Tage Sarajevo«-Abend der IM im Jänner

bildete (die STIMME berichtete). Seit Mitte Mai treffen sich in zweiwöchigen Abständen InländerInnen und AusländerInnen (aus Bosnien, aber auch andere), um kulturelle und humanitäre Initiativen zu setzen, wobei an die seit 1980 bestehende Städtepartnerschaft zwischen Innsbruck und Sarajevo angeknüpft wird. (Interessierte sind willkommen – Anmeldung im Büro Innsbruck der Initiative Minderheiten, Tel.: 0512/ 58 67 83.)

Michael Oertl

"Das ungesprochene Wort zu spielen ..."

Auf Einladung der Initiative Minderheiten gastierte das Roma-Theater Pralipe vergangenen April im Wiener Odeon. Ein Gespräch mit dem Gründer, Leiter und Regisseur des Theaters, Rahim Burhan.

»Als Burhan in Belgrad die Aufnahmeprüfung für die Regieabteilung der Kunstakademie machen wollte, wurde er von einem Professor abgelehnt – mit der Begründung, er sei untalentierte und es sei nicht möglich, daß er sich hier vorstellen würde. Nach ein paar Jahren haben wir mit einem Stück bei einem Festival in Sarajewo den 1. Preis gewonnen, und derselbe Professor war auch dort. Auf die Frage, warum Burhan denn nicht auf der Akademie gewesen ist, hat dieser Professor geantwortet, Rahim sei ein solcher Gigant, den eine Universität nur in eine Schablone setzen würde, und das habe er, der Professor, damals auf jeden Fall verhindern wollen.«

Diese Anekdote erzählt Erol Begović, Schauspieler, Dolmetscher und Tonmeister des Pralipe, um zu erklären, warum Rahim Burhan ein Autodidakt ist. Der Leiter des einzigen professionellen Roma-Theaters in Europa, das von ihm 1970 in Skopje/Makedonien ins Leben gerufen wurde und seit 1991 in Deutschland unter der Patronanz des Theaters an der Ruhr arbeitet, lächelt dabei mit einer sichtlich amüsierten Miene. Burhan erweckt den Anschein, als würde er die stets feindselige und aggressive Haltung seiner Umgebung, mit der er, wie die anderen Roma, ein ganzes Leben zu kämpfen hat, nicht »persönlich nehmen«. Für den

46-jährigen Theatermacher erzählt diese Geschichte Bände über die soziale Lage der Roma in Europa. Genau wie die Anekdote, die er beim Publikumsgespräch im Odeon zum besten gab: Sein früherer Wunsch, bei einer Frau Fotografie zu lernen, sei von dieser mit der Begründung ausgeschlagen worden, er sehe wie der Teufel selbst aus.

Doch Rahim Burhan gelang es in Jugoslawien, trotz aller Hindernisse sowohl Pralipe als ein ernst zu nehmen- des Ensemble zu etablieren als auch sich selbst als einen gefragten Regisseur: In den Jahren 1985-1991 inszenierte er praktisch an allen Bühnen von Slowenien bis Makedonien als Gastregisseur. Seit dem Umzug der Gruppe nach Deutschland sind sechs Stücke entstanden, die (außer in Großbritannien, Albanien und der Türkei) in

allen europäischen Ländern mehrmals Gastaufführungen hatten.

Stimme: Das anfängliche Vorurteil, Pralipe würde vor allem wegen seiner Exotik sehenswert sein, verschwindet bald hinter der Bewunderung, die Ihre Theaterarbeit auslöst. Ihre Inszenierungen faszinieren durch ihre starke Symbolik, durch die dynamische Interpretation der Klassiker und durch die außergewöhnliche Liebe zum Detail. Wie würden Sie diese vielschichtige theatralische »Linie« Ihres Ensembles beschreiben?

Rahim Burhan: In der Zeit, als ich mit meiner Regiearbeit anfang, waren die großen Regisseure vom Fernöstlichen, vom Indischen inspiriert, womit sie gegen das aristotelische Theater aufgetreten sind. Und ich glaube, das hat enorm viel Einfluß auf mich genommen. Gleichzeitig war auch Grotowski mit seinem Armen-Theater und seinem rituellen Theater stark anwesend. Diese bildeten für uns eine Möglichkeit, unsere Authentizität und unsere Entwicklung darzustellen. Nach den ersten Jahren ha-

ben wir auch begriffen, daß wir überwiegend für ein Publikum spielten, das unsere Sprache nicht versteht. So ist aus all diesen Möglichkeiten ein Theater entstanden, das die Emotionen nicht nur der Bühnenfiguren, sondern auch der Schauspieler vermittelt; ein Theater, das auch das ungesprochene Wort spielt; ein Theater voll mit Metaphern und Zeichen, damit es auch verständlich ist; ein Theater, in dem jede szenische Bewegung ihre eigene Bedeutung hat.

Obwohl Sie Ihre »anti-aristotelischen« Quellen erwähnen, haben Ihre Inszenierungen stark kathartische Züge.

Wir dürfen nie vergessen, daß wir Roma sind, das heißt, daß wir jeden Tag mit allem Ernst unseres Lebens Roma sind. Das bedeutet, daß wir uns jeden Tag mit der Problematik, die dieses Volk bedrückt, beschäftigen. Natürlich spielt das eine gewisse Rolle bei dem Entstehungsprozeß eines Stückes, beeinflusst die Metaphern, die Zeichen, die Art und Weise, wie man sich auf der Bühne ausdrückt. Unser Theater hängt mit den Erfahrungen zusammen, die wir als Roma machen. Und aus diesem Grund entsteht dann auch eine natürliche Verbindung zwischen der Ästhetik und dem »Unseren«.

Glauben Sie, daß gerade dieser Verbindung eine universelle, über die Arbeit des Pralipe hinausgehende Ästhetik entspringen kann – vergleichbar etwa dem Kabarett der 20er und 30er Jahre, dessen wesentliche Stilmittel der europäisch-jüdischen Humortradition verpflichtet waren?

Ich weiß natürlich nicht, inwiefern unser Theater die Möglichkeit hat, ästhetische Spuren bei anderen Theatern zu hinterlassen. Aber wenn wir über die Zukunft dieses Theaters sprechen, muß ich

eine diesbezügliche Sorge ausdrücken: Wir sind leider nicht in der Lage, für Jugendliche zu sorgen, Sammelorte zu schaffen, wo sich diese Tradition weiter entwickeln und die neue Generation unseres Theaters entstehen kann. Um auf Ihre Frage zurückzukommen – die Kollegen in Europa versuchen auf eine künstliche, eine formalistische Art, das Fernöstliche mit dem Europäischen zu verbinden. Während also bei denen die Form im Vordergrund steht, ist diese Verbindung bei uns bereits vorhanden. Doch ich glaube nicht, daß die europäischen Theaterfachleute – vielleicht wegen der Sprachbarriere – gerade diese Eigenschaft des Pralipe eingehend genug analysieren und unsere Arbeit begreifen können.

Beim Premierengespräch im Odeon haben Sie gesagt, eine der Aufgaben Ihres Theaters sei, das Nationalbewußtsein der Roma erhalten zu lassen bzw. aufrecht zu erhalten. Was sind die Bestandteile dieses Nationalbewußtseins in der heutigen Zeit, wo einerseits ein offensiver Nationalismus aufsteigt, andererseits aber die ethnischen Bindungen in vielen minoritären Gruppen zunehmend lose werden?

Ich glaube, daß die große Gefahr für uns Roma und überhaupt für alle ethnischen Gruppen in der Assimilation liegt. Wir leben in einer Zeit, in der sich der Gedanke von einer ethnisch-politischen Reinheit zunehmend durchsetzt, weshalb man als kleines Volk, als »kleiner Mensch« versucht, mit der Mehrheit unter eine Decke zu schlüpfen, und glaubt, so nicht »erkannt« zu werden und »unversehrt« zu bleiben. Ich glaube, daß diese Form der Assimilation für unser Volk gefährlich ist. Das nationale Bewußtsein, das ich anspereche, liegt auf einer kulturellen, also nicht auf einer politischen Ebene. Ich glaube, durch diese kulturelle eigene

Integrität wäre eine politische Harmonie, eine Integrität zwischen verschiedenen ethnischen Gruppen und Völkern in Europa leichter gewährleistet. So kann Europa eine breite Fächerung verschiedener Kolorite bzw. Kulturen erhalten. Ohne eigene Identität werden die Menschen frustriert.

Wie ist die Beziehung der Roma zu Pralipe?

Zunächst dürfen wir nicht vergessen, daß den Roma über Jahrhunderte der Zutritt zu den Theatern nicht erlaubt war und es aus diesem Grunde für sie keine Alltätigkeit ist, ins Theater zu gehen. Zweitens gibt es da den Wunsch nach der erwähnten »Unauffälligkeit«, der auf Ängste zurückzuführen ist: Wenn ich ins Roma-Theater gehe, verrate ich anderen Leuten, daß ich ein Rom bin; also gehe ich nicht hin. Und drittens denken viele Roma: »Das ist ein hohes Niveau, das ist zu hoch für mich, das ist etwas für die anderen Roma.« Selbstverständlich gibt es eine Gruppe der Roma-Zuschauer, die sehr stolz darauf ist, daß sie ein eigenes Theater hat, die auch die Bedeutung dieses Theaters zu schätzen weiß.

Was waren Ihre Eindrücke von den Auftritten in Wien und vom Wiener Publikum?

Wir hatten in Wien die Möglichkeit, drei verschiedene Stücke aufzuführen, was dem Wiener Theaterpublikum die Möglichkeit gab, sich einen Einblick in das Gesamtrepertoire des Pralipe zu verschaffen. Das letzte Gastspiel im Burgtheater im Februar hatte verständlicherweise einen politischen und psychischen Hintergrund, um eben vor allem eine Haltung zu präsentieren. Mit dem jetzigen Gastspiel konnten wir uns von diesem ausschließlich politischen Aspekt ein wenig distanzieren, was die Möglichkeit bot, auch den ästhetischen Aspekt zu betrachten. Das ist sehr erfreulich.

Sie arbeiten seit 25 Jahren mit einem Ensemble, das bewußt »Minderheitentheater« macht – für einen Regisseur sicherlich kein Weg, einen Star-Status zu erlangen. Denken Sie an Inszenierungen an anderen Bühnen, wie Sie sie in Jugoslawien des öfteren realisierten?

Das ist eine Frage, die mir seit vier Jahren das erste Mal gestellt wird. Ich muß gestehen, daß dieser Gedanke in letzter Zeit hin und wieder in mir herumgespukt hat. Die Jahre zwischen 45 und 55 sind, intellektuell, ästhetisch und physisch gesehen, die reifsten, und da habe ich – vielleicht egoistisch – nachgedacht, was mit mir und meiner Karriere geschehen wird. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß sich Pralipe momentan in einem Umbruch befindet, vor allem wegen der finanziellen Nöte. Daher ist es für mich jetzt wichtiger, hier mit ganzer Kraft weiter zu arbeiten. Aber in dem Augenblick, wo eine neue Generation in das Theater kommen wird – neue Schauspieler, neue Regisseure, neue Dramaturgen –, wird es auch Zeit, daß ich von diesem Theater gehe, damit ich ein bißchen an mich denken kann und an meine Karriere, die eigentlich zu 80% mit der Karriere dieses Theaters verbunden war, bis zu der Zeit, als ich in Jugoslawien an sämtlichen Bühnen Klassiker inszeniert habe. Das habe ich aus ästhetischen Gründen gemacht – und aus finanziellen Gründen, damit ich überhaupt existieren konnte. Also ich sage, es wird die Zeit kommen, wo ich ein bißchen mehr Luft haben werde. ■



Gespräch: Hakan Gürses
Dolmetscher: Erol Begović



Roma-Theater Pralipe: Hexen

Frischer Wind auf den Kleinkunsth Bühnen

von Gabriele Müller-Klomfar

Neue Gesichter, neue Namen, neue künstlerische Wege: Ein Genre gerät in Bewegung.

Seit kurzem rumort es wieder auf den Brettern, die dem Kleinkunstfreund die Welt bedeuten: Eine beherzte Handvoll experimentierfreudiger Newcomer hat die Szene betreten!

Wenn die »Botschafterinnen« zur Audienz bitten ...

... dann steht avantgardistische Musiktheater-Performance auf



dem Programm. Hinter den phantasievoll selbstentworfenen Wendekäftans der Botschafterinnen verbergen sich

sikalisch-poetisches Bühnenerlebnis zu bereiten, das mit Charme, Witz und Tiefgang in die Grenzbereiche zwischen

„rApsoDiVadlo“

Ein Musiktheaterfestival für junge Menschen: über andere Kulturen, Behinderung und Sexualität.

Eine kreative Auseinandersetzung mit Problemen, die den Jugendlichen aller Länder unter den Nägeln brennen, soll das Festival „rApsoDiVadlo“ (der Name setzt sich aus dem tschechischen Wort *divadlo*, Theater, und Rhapsodie zusammen) ermöglichen, das von den PfadfinderInnen aus Österreich und Tschechien veranstaltet wird: Eine Begegnung von jungen Menschen mit und ohne Behinderung aus Österreich, Tschechien, Deutschland und Lettland, wobei die Roma und ihre Kul-

tur gleichsam die „Klammer“ bilden – Roma leben als gefährdete und bedrohte Minderheit in allen diesen Ländern. Werkstätten zu den Bereichen Musik, Theater, Tanz, Gesang, Literatur, Kostüm, Interaktives Video – und: Internationale Küche, geleitet von erfahrenen Künstlern, bilden das Gerüst des Festivals, das vom 14. Bis 23 Juli 1995 in Krumau/Tschechien stattfindet und mit einer gemeinsam erarbeiteten „Carmen“-Aufführung nebst Fest abgeschlossen wird. red

der sinnlich erfassbaren und der unbewußten Welt entführt. Neben eigenen Texten wurden auch Werke von Erich Fried, Ernst Jandl, Bert Brecht, Christian Morgenstern u.a. vertont und in eine effektiv durchinszenierte Show verpackt, die alle Sinne anspricht.

Fein abgeschmackter Beziehungssalat auf Noten

Seit Jahren geht eine geschlechtsspezifische Kluft durch die Kleinkunstszene: auf der einen Seite die g'standenen Platzhirschen-Riege der männlichen Kabarettisten; auf der anderen die nicht minder beliebte Frauenkabarett-Szene. Jetzt gibt es endlich wieder einmal ein Mann-Frau-Duo, das sich, mit Gitarre, Cello und österreichisch-schweizerischem Feingefühl bewaffnet, in der hohen Kunst des verbalen Wadelbeißen übt: »Doch Cello« nennen Peter Lössl (nach eigenen Angaben: »Rock-Dinosaurier«) und Clementine Gasser (Schweizer Cellistin und Jungkabarettistin) ihr Programm, das auf das Vergnüglichste den zwischenmenschlichen Beziehungssalat schmackhaft macht. Das hochmusikalische Dressing: ein Cello-Gitarre-Geflecht mit Freistilgesang und Zitaten aus Hard Rock, Kammermusik, Heavy Metal, Soul und Motown Sound.

Einfach zum Nachdenken

Mit ihrem ersten Soloprogramm »Gut, daß es den Herbert gibt!« hat sich Regina Hofer mit einem Schlag in die Reihen der arrivierten KabarettistInnen katapultiert. Jetzt tourt die gebürtige Gmündnerin, promovierte Medizinerin und angehende Psychoanalytikerin mit ihrem zweiten Stück »Adolf – Liebesperlen« durch Österreich und setzt dabei ein

berührendes Stück Leben auf heimische Kleinkunsth Bühnen. Schauplatz ist der kleine Lebensmittelladen des ländlichen Charmeurs und Familienvaters Adolf in den politisch bewegten Jahren 1929 bis 1949. Hier, umgeben von Extrawurst, Kautabak und zuckerstüßen »Liebesperlen«, erfüllt sich die menschliche Zerreißprobe zwischen biederer Kleinstadtenge und verbotenen Sehnsüchten einmal mehr. Hofer hat sich mit ihrem zweiten Soloprogramm weit von den gängigen Ausdrucksmitteln des Kabarets weg bewegt: »Adolf – Liebesperlen« erweist sich als feinsinniges Volksstück, das auf zwerchfellerschütternden Pointenhandel



verzichtet, um statt dessen einfühlsam ein Familienpsychogramm zu zeichnen, das – anstelle wiehernen Gelächters – Schmunzeln, aber auch Betroffenheit auslöst. gmk

Termine:

Die Botschafterinnen:
30. September, Freie Bühne Mayer/ Mödling
18. Oktober, KUGA/ Großwarasdorf (Bgl.)

Gasser & Lössl:
»Doch Cello«
25. Juni, Donauinsselfest Ega-Bühne/ Wien

Regina Hofer:
»Adolf – Liebesperlen«
9. September, Kulturzentrum Deutsch Minihof (Bgl.)
15. September, Stadttheater Gmunden
5. Oktober, Jägermeierhoff Linz
10.-12. November, Kabarett Niedermaier/ Wien

Die Schlichtheit«, wußte schon Jean Cocteau, »ist der Gipfel des Raffinements!« Raffiniert schlicht präsentiert sich auch die »Sommerakademie Griechenland« auf Zakynthos. Abseits vom sommerlichen Hochtourismustrubel, im versteckten Dörfchen Vassikos gelegen, ist sie ein erholsamer Boden, auf dem Schöpferisches unabgelenkt wachsen kann. Die kluge Entscheidung, nur sanften Alternativtourismus zuzulassen, hat dem kleinen Ort gut getan: Der dörfliche Mikrokosmos ist hier noch in sich stimmig, und die male- rische Idylle zwischen saftigen Olivenhainen und sanften Stränden echt.

Kurzum: ein inspirierendes Ambiente, in dem es Spaß macht, kreativ zu arbeiten. Das breite Kursangebot der »Sommerakademie« gibt Gelegenheit dazu: von Musik und Tanz über Fotografie, Literatur und Theater bis hin zur Malerei und bildenden Kunst in unterschiedlichsten Varianten. Auffallend ist die hohe Anzahl internationaler KursleiterInnen, die neben österreichischen KünstlerInnen die multikulturelle Buntheit des Angebots gewährleisten:

Ebby Adham, geboren in Rasht/Iran, studierte in Lon-

don, Paris und an der Wiener Hochschule für Angewandte Kunst (Meisterklasse Oberhuber) und lebt heute als freischaffender Maler und Bildhauer in Wien. Auf Zakynthos unterrichtet er von 29. Juni bis 26. August Aktzeichnen und Gipsgestaltung.

Dem »Ethnic Dance« hat sich die gebürtige Argentinierin Fabiana Pastorini verschrieben: Die Unterrichtsassistentin Ismael Ivos und Lehrerin an der Ballettschule der Bundestheater Wien läßt auf Zakynthos vom 5. bis 26. Juli die Tanzbeine schwingen.

Muriel Garfias, in Santiago de Chile geborene Tochter spanischer Auswanderer, beherrscht den Flamenco seit ihrem 6. Lebensjahr. Vom 27. Juli bis 9. August vermittelt die seit 1972 in Wien ansässige Tänzerin SommerakademikerInnen die Grundlagen der Flamenco- und Kastagnetten- technik.

Bereits seit 1988 lebt der Peruaner Julio Nunez in Wien und unterrichtet am Sportinstitut der Universität Wien sowie an mehreren Volkshochschulen lateinamerikanischen Tanz. In der Sommerakademie macht er vom 10. bis 31. August Mut zu Rhythmus und Bewegung: von Salsa, Mambo,



Musenküsse unter Olivenbäumen

Die internationale Lehrerschaft macht Kreativurlaub in der »Sommerakademie Griechenland« auf Zakynthos zum multikulturellen Erlebnis.

Lambda, Cumbia bis hin zu afrokaribischen Klängen.

Den gebürtigen Iraner Ali Reza Melani dagegen hat es 1985 als Architekturstudenten nach Wien verschlagen. Als Spezialist für Architektur- und experimentelle Fotografie steht er angehenden FotokünstlerInnen vom 31. August bis 27. September zur Verfügung.

Wortreiches steht auf dem Lehrplan von Şerafettin Yıldız: Vom 26. Juli bis 23. August ist der türkische Schriftsteller und engagierte MigrantInnenberater des Wiener Stadtschulrats bemüht, Einblicke in die blumenreiche Sprache der morgen-

ländischen Literatur zu geben.

Und last but not least: Omar Gil, Musiker aus Uruguay. Er beherrscht insgesamt 13 Instrumente und ist seit Jahren aus der Wiener Ethnomusikszene nicht mehr wegzudenken. Während seiner Anwesenheit auf Zakynthos zwischen 27. Juli und 6. September gilt die Devise: »Egal, ob Gitarre, Sax oder Maultrommel: nimm Dein Instrument mit!« gmk

Nähere Information:
0222/ 408 04 40
(Fr. Hedrzak)
07245/ 20 700-61
(Fr. Jetzinger)

Urlaub im Theater

Für all diejenigen, die die Sommermonate in Wien verbringen und dennoch Urlaubsstimmung gleichzeitig mit erlesenen künstlerischen Produkten jenseits der Urlaubsklischees genießen wollen, hat das Theater des Augenblicks ein Spezialprogramm vorbereitet: Unverwässerte Musik und Tanz aus Lateinamerika und der Karibik, Spanien, Indien, Fernasien und aus Afrika; moderne Musik aus Wien sowie jüdische Lieder aus vier Erdteilen werden zwischen dem 15. Juli und dem 9. September 1995 in den – auch sonst mediterranen – Räumlichkeiten des Theaters im 18. Wiener Gemeindebezirk angeboten.

Auch das Kulinarische wird beim Sommerprogramm des Theater des Augenblicks groß geschrieben, das – nebst vielerlei Erfrischungen – Leckerbissen aus der spanischen Küche zu den künstlerischen Darbietungen gesellen will. Dadurch soll ein gemütliches Kulturambiente und somit eine Wiener Alternative zum umwelt- und oft auch geistesfeindlichen Hard-Tourismus geschaffen werden.

In diesem »Versuch, das Fremdenverkehrsziel Wien von seiner anderen Seite her zu zeigen: als eine Weltstadt, die anspruchsvolle Kunst und ein Konglomerat von Sprachen und Traditionen beherbergt«, so die VeranstalterInnen, werden u.a. Highlights wie Teatro de la Danza de Cuba, Lena Rothstein & Ensemble S.P.H.A.R.A.D.I.M., Otto Lechner und Radha Anjali zu sehen und zu hören sein. red

Information:
Theater des Augenblicks groß
Edelhofgasse 10
1180 Wien
Tel.: 0222/ 479 68 87

Und ewig drahn sich die Waberln

Drahdwaberl: Spermator, CD und LP bei GIG Records

Drahdwaberl« (Dreh' dich Weiber!) nannte man einst im biedermeierlichen Wien ein sehr beliebtes Kinderspielzeug: ein Holzkreis in Form einer Frau mit Hut und weitem Rock. Das, was sich heutzutage hinter dem



Namen Drahdwaberl verbirgt, ist allerdings alles andere als jugendfrei: tabu- und kompromißloses Hardcore-Rock-Schock-Theater vom feinsten. Seit unglaublichen 25 Jahren schon ist die rund vierzigköpfige Truppe rund um Oberwaberl Stefan Weber (im »normalen« Leben pragmatisierter Zeichenlehrer an einem Wiener Gymnasium) intensiv und exzessiv dabei, den Tabubruch zur Kunstform zu erheben. Pünktlich zum Silbernen Jubiläum präsentierten die Drahdwaberl nun ihren neuesten Tonträger. *Spermator* heißt das »Alterswerk« und besticht wie eh und je mit bitterbösen, provokanten Texten und punkig-rockigen, kraftvollen Tönen: von »Mummelgreis-senilosex«, »Teddybärgemetzel« und »Blunzenblues« bis hin zur »Na-

zioper«, einer beinharten Abrechnung nach bester Drahdwaberlmanier mit den wieder aufbrechenden braunen Gschwüren in unserem Land.

Ein besonderes Zuckerl dann zum Ausklang der CD:

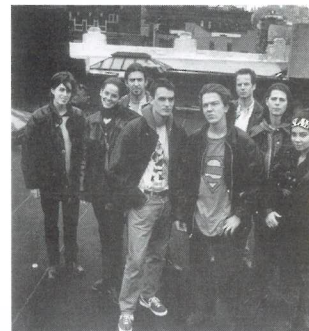
Knödel fürs Ohr

Die Knödel: Die Noodle Recdec Music - CD 64

Zwei Jahre hat es sie musizierend und konzertierend durch die Lande getrieben. Jetzt überraschen Die Knödel mit einer neuen CD, die hält, was bereits ihr Debut-Album »Verkochte Tiroler« versprochen hat. Sie heißt *Die Noodle*: das englische Vokabel für Knödel als Wortwitz, den sich die acht talentierten TirolerInnen nach über 100 internationalen Konzerten in ganz Europa, Asien und Nordamerika (unter anderem in der ausverkauften Merkin Hall/ New York!) einfach schuldig waren. Mit ihrem »bewährten klassischen Knödelinstrumentarium«, das vom Hölzernen Glachter über das Hackbrett bis hin zu Violine, Fagott und

Als Hommage an die Jubilare haben junge, hochkarätige Gratulanten uralte Drahdwaberl-Nummern gecover: *Alk-bottle*, *Beat for Feet* und *Pungent Stench*. Auf Platte gibt es sogar noch einen Gaststar mehr zu hören: Dolores Schmidinger erzählt vom Rosenverkäufer »Hassan«, der am rot-weiß-roten Alltagsrassismus zerbricht. gmk

Harfe reicht, lassen Die Knödel avantgardistische Eigenkompositionen erklingen: tief im musikalischen Tiroler Urschlamm wurzelnde Weltmusik, die – mit Heutigem von Pop bis Jazz veredelt – spielerisch nach allen und in alle Windrichtungen klingt. gmk



Hörbare Mahnungen

Stimmen gegen Haß & Gewalt
BMG Ariola 74321 271442 CDX, öS 250,-
(MC: 74321 271444 DMC)

Die Worte des Beileids und der Betroffenheit sind gesprochen, die vier Ermordeten von Oberwart begraben. Was bleibt, sind Schmerz und existentielle Nöte der Hinterbliebenen, bis dato unauffindbar gebliebene Täter – und, für gar nicht so wenige Menschen in diesem Land, die deutlich empfundene Verpflichtung, dem typisch österreichischen Schlendrian eine Absage zu erteilen und statt schöner Worte auch Taten zu setzen.

Auch VertreterInnen der heimischen Musikszene rund um den Liedermacher und Initiator Sigi Maron haben sich zu aktiver Trauerarbeit entschlossen und ihre Benefiz-CD *Stimmen gegen Haß & Gewalt* auf den Markt gebracht, deren Reinerlös zur Gänze den Angehörigen der Opfer zugute kommt. Die Liste der

mitwirkenden KünstlerInnen (wir berichteten in der STIMME-14) liest sich ebenso umfang- wie generrreich: von STS bis EAV, von Udo Jürgens bis Andre Heller, von Toni Wegas bis Harri Stojka, von Rainhard Fendrich bis Hubert von Goisern, von Lukas Resetarits bis zu den Hektikern, von Ostbahn Kurti bis zu den Schmetterlingen ... Gemeinsam ist allen Mitwirkenden die künstlerische Auseinandersetzung mit den Geißeln unserer Zeit: Rassismus, Fremdenhaß, Intoleranz.

Viele Lieder der CD sind schon seit Jahren als österreichweite Gassenhauer in unseren Ohren eingestrichelt. Ihre Texte aber haben mit den dramatischen Ereignissen der letzten Monate ein völlig neues Schwergewicht erlangt. Genaueres Hinhören zählt sich aus. gmk

World Music im 3/4 Takt

Unter diesem Motto hat das Wiener Institut für Entwicklungsfragen und Zusammenarbeit (VIDC) zu Beginn 1995 ein Projekt ins Leben gerufen, das die Fülle außereuropäischen Musikschauspiels in Österreich dokumentieren soll. Aus allen Erdteilen kommend und heute in Österreich beheimatet, verstehen sich die beteiligten MusikerInnen als kulturelle BotschafterInnen für mehr gelebte Toleranz und Völkerverständigung im rot-weiß-roten Schmelztiegel. Insgesamt 15 Gruppen (u.a. Guarare, Hasret Ensemble, George Mu-

lindwa, Juan Neira, Sanza, Moša Šišić) haben im Rahmen einer Konzertserie im Wiener Interkulttheater im Mai dieses Jahres ihr vielfältiges Repertoire vorgestellt.

Das mitgeschnittene Ergebnis gibt es nun auch auf der CD »World Music im 3/4 Takt« zu hören, die mit einem zweitägigen Präsentationsfest vorgestellt wird:

15. und 16. September
(jeweils ab 14 Uhr,
open end)

Szene Wien, Hauffgasse 26,
1110 Wien
Tel.: 0222/ 749 33 41-0
gmk

Anlässlich seines zehnjährigen Bestehens zieht der Verein »Miteinander Lernen/Birlikte Ögrenelim« (siehe auch Bericht auf S. 18) eine Bilanz aus seiner bisherigen theoretischen und praktischen Arbeit, die im Sammelband »Frauen im Fremdland« präsentiert wird. Das Buch stellt die Entwicklung des Vereins vom »Türkinnenprojekt Öttingen« zum ganzheitlich arbeitenden Zentrum mit einem umfassenden Bildungs-, Beratungs- und Psychotherapieangebot für Frauen, Kinder und Familien aus der Türkei dar. Neben der Verbindung von Theorie und Praxis in der Auseinandersetzung mit ArbeitsmigrantInnen finden sich in der sorgfältig bearbeiteten Publikation auch die theoretischen und politischen Standpunkte des Vereins und seiner Mitarbeiterinnen sowie eine inhaltliche Aufarbeitung der einzelnen Vereinsangebote. Die Autorinnen dieses Bandes sind in unterschiedlichen Disziplinen qualifiziert: Ethnologie, Pädagogik, Soziologie, Psychoanalyse und systemische Familientherapie.

Die Darstellung des eigenen Werdegangs und der Schwierigkeiten mit Finan-

Frauen im Fremdland

Miteinander Lernen/Birlikte Ögrenelim (Hg.):
Frauen im Fremdland.

Bildungsarbeit, Beratung und Psychotherapie mit Migrantinnen.
Wien: Promedia 1995, 220 Seiten/öS 220,-

zierung und Organisation eines selbstverwalteten Projekts; eine Auseinandersetzung mit Gesetzgebung und strukturellem Rassismus; die Beschreibung der Probleme, welche die Arbeit in einem bikulturellen und feministischen Team mit sich bringt; eine Analyse der Bildungsarbeit (Methoden der Alphabetisierung in der Erwachsenenbildung, Analyse unterschiedlicher Schulsysteme und deren Auswirkungen auf

Schulkinder u.a.); die Auswirkungen der Situation im Aufnahmeland auf die psychischen, sozialen und körperlichen Lebenszusammenhänge von Frauen sowie Möglichkeiten der Verarbeitung mit Hilfe der transkulturellen Psychotherapie bilden den Inhalt dieser Evaluierung. Ein Beitrag beleuchtet den Umgang der Frauen in einem türkischen Dorf mit der Herrschaft aus ethnologischer Sicht.

»Frauen im Fremdland« stellt in mehrfacher Hinsicht eine gelungene Verbindung von Theorie und Praxis dar. Es enthält Zusammenfassungen der einzelnen Artikel in türkischer Sprache; das Vorwort und die Beiträge der türkischen Autorinnen sind zweisprachig verfaßt. red

Zu beziehen bei:
Verein Miteinander Lernen
Koppstraße 38/8
1160 Wien
Tel 0222/ 493 16 08

Kummernummer International

Probleme wiegen ungleich schwerer, wenn simple Verständigungshürden und Informationsnotstand ihre Lösung komplizieren. Ein heißer Draht für AusländerInnen oder Neo-ÖsterreicherInnen ist die *Kummernummer International*. Als praxisnahe Service-Einrichtung von Sozialministerium

und ORF bietet sie österreichspezifische Hilfe und Information rund um sozial- und arbeitsrechtliche sowie viele andere Belange in 16 verschiedenen Sprachen an.

Die Beratung (auch eventueller Rückruf) erfolgt kostenlos, das Recht auf Anonymität bleibt gewahrt. gmk

Kummernummer
International:
0222/ 545 70 46
oder 545 70 47
Mo., Di., Do., Fr.
von 10 - 16 Uhr
Mi. von 12 - 19 Uhr
schriftliche Anfragen an:
ORF, Kummernummer International; Argentinierstr. 30a,
1040 Wien

Für viele ein Neubeginn

Sozialprojekte in Selbstdarstellung

Die 1985 gegründete »Plattform der OÖ Sozialprojekte« – ein informelles Netzwerk von Sozialprojekten in Oberösterreich – hat nun ein Handbuch herausgegeben, das die Arbeit von 80 oberösterreichischen Sozialprojekten darstellt.

Neben einem Überblick über die Vielzahl von Ausbildungs- und Beschäftigungsprojekten sowie über diverse Beratungs- und Betreuungseinrichtungen gibt das Handbuch auch einen Einblick in regional ansetzende, bedürfnis- und problemorientierte »Hilfe zur Selbsthilfe«.

Auf die vielfältigen Intentionen der ProjektgründerInnen wird ebenso eingegangen wie auf das breite Spektrum an neuen Dienstleistungsangeboten und Produkten.

Mit diesem Handbuch sollen in erster Linie sozial engagierte Menschen und hilfesuchende Personen angesprochen werden, die sich somit direkt an die jeweiligen Projekte bzw. Kontaktstellen wenden können.

Zu beziehen bei der Plattform der OÖ Sozialprojekte, Weingartshofstraße 38, 4020 Linz, Tel.: 0732/ 66 75 94; öS 198,- + öS 30,- Versand). hk

Es ist verdammt hart, unabhängig zu bleiben!

Die **STIMME** versucht, als unabhängige Plattform für Minderheiten im österreichischen Medienschwung zu überleben.

Deshalb haben wir in der letzten Nummer die **STIMME**-Abo-Aktion gestartet. Es genügt, Ihren Namen und Ihre Adresse auf ein Stück Papier zu schreiben (wir wollen nicht, daß Sie Ihre Zeitschrift zerschneiden) und an

STIMME
von und für Minderheiten
Abo-Service
Gumpendorfer Str. 15/13
1060 Wien

zu senden.

Das Jahresabo kostet öS 180,-.

Ein Beitrag für die unabhängige **STIMME**.



Einst und jetzt

Živorad Mitras Jezavski: Wiener Denkmale
Fotos: Lena Deinhardstein

Übersetzung aus dem Serbischen von Braco Lukenić.
Wien: Viza Edit Verlag 1994, 78 Seiten/öS 280,-

Und der Geruch der Zeiten, erzittert in den Nasenflügeln

Živorad Mitras Jezavski kommt 1955 in Jugoslawien zur Welt. Als ihm die Heimat zu eng wird, begibt er sich auf Reisen. Während seiner Aufenthalte in Italien und Frankreich läßt er sich erstmals in Dichterabenteuer ein, und es folgen seine ersten zwei Gedichtsammlungen: *Reinkarnation der Liebe* (1987) und *Chronologie der reisebeschreibenden Seelen* (1989).

Wiener Denkmale ist das jüngste seiner Werke. Auf 78 Seiten werden 36 Denkmale Wiens dichterisch (zweisprachig) und fotografisch dargestellt.

Die Fotografin Lena Deinhardstein ist 1967 in Wien geboren und arbeitet heute als freie Presse- und Architekturfotografin. Reportagen über Rumänien, Moskau, die Ukraine sowie Zentralasien zählen zu ihren bisherigen Erfolgen. Derzeit bereitet sie eine Ausstellung und ein Buch über Kirgistan vor. Ihr fotografischer Beitrag zu dem Gedichtband *Wiener*

Denkmale ist vielfältig. Manche Bilder wirken statthaft, andere wieder eher verspielt; beeindruckend ist vor allem ihre Fähigkeit, »Gesichter aus Stein« zum Leben zu erwecken.

Die Palette der Auswahl der Denkmale reicht vom Maria-Theresien-Denkmal über das Schloß Belvedere bis hin zum Wiener Zentralfriedhof.

Schloß Belvedere

Urmutter was bleibt denn übrig von all diesen prächtigen Bauten, wenn nicht ein unvollständiger Kode?

Trächtige Jahrhunderte kriechen leise, (ver)sickern wie Wasser.

Die Denkmale dienen Jezavski als »Ansprechpartner«. Werden die Gedichte als eine Einheit gesehen, erscheint es, als würde dem Dichter durch die Betrachtung dieser jahrhundertalten Bauten eine innere Uhr erwachsen, dessen Zeiger sich dann meist

zurückdrehen, wenn nötig bis zum Ursprung allen Lebens oder bis zum Beginn der Menschwerdung: »... Sind sie noch zu retten? Adam und Eva – und die Nachkommen, und die Nachkommen.«

Der Faktor Zeit, die Vergänglichkeit, beherrscht in vielen seiner Gedichte die Kernaussage. Eine Anhäufung von Bildern verursacht die inhaltliche Dichte seiner Beschreibungen und beim Leser oft ein Aufeinanderprallen von Eindrücken, besonders dort, wo gedankliche oder stilistische Brüche beabsichtigt sind. Durch den

Bunte Liebe

Senta Ziegler: So bunt wie die Liebe

Wien: Verlag Carl Ueberreuter 1995
168 Seiten/öS 248,-

Zehn »farbenfrohe Beziehungsgeschichten«, die Mut machen, sind der amüsant-informative Inhalt einer Buchneuerscheinung der Wiener Journalistin Senta Ziegler: »Dieses Buch fußt auf der Überzeugung, daß das Fremde bereichernd sein kann. Man braucht nur den Mut, die Enge der eigenen kulturellen Prägung zu durchbrechen. Die Liebe ist der einfachste Weg dahin. Sie macht das Überschreiten der oft beängstigend wirkenden Kluft leichter. Ich weiß das aus Erfahrung«, meint die Autorin, die selbst

ständigen »Bildwechsel«, aber oft auch durch gezielte Wortwahl beinhalten die Gedichte ein hohes Maß an Bewegung. Die Sprache selbst ist eine romantisierende, heroisch angehauchte. Der Inhalt hat jedoch wenig mit Romantik zu tun; dieser wird oft vom Unbehagen getragen, von der Gewißheit, daß die Zeit jeden von uns einmal einholen wird, uns vom »jetzt« zum »einst« werden läßt; auf welche Art und Weise wir Abschied nehmen, sei dahingestellt.

Zentralfriedhof

Wir haben uns lange vergnügt – Flut; ein Fluß schwemmte, schwemmte uns an ... Die Hochzeit ist für jeden letztlich die gleiche: Nur eine Penelope wartet auf uns alle.

Nach diesem Gedicht kommt, als Abschlußzeremonie, ein metaphorisches Gedicht über den Wiener Prater.

Leben trifft auf den Tod, und der Kreis schließt sich in seiner Unendlichkeit ...

Margit Rohringer

mit dem Ägypter R. William Tadros zusammenlebt. Als Interview-Partner hat sie bewußt (mit einer einzigen Ausnahme) nur Paare gewählt, die den gemeinsamen, oft steinigen Weg durch die multikulturelle Beziehungskiste bisher erfolgreich bewältigt haben: Karlheinz Böhm und die Äthiopierin Almaz Böhm; Jazz-Gitti und der marokkanische Spanier Abdu Dris-Mohammed; Kurt Mach und die Afro-Amerikanerin Olive Moorefield; Chris Lohner und der Jamaikaner Lance Lumsden u.a. gmk

Im Mai 1995

Große Ereignisse werfen schon ihren Schatten voraus, und daraus folgt: Schwer hat man es als Vertreter einer Minderheit heutzutage, wenn demnächst die Urlaubswelle ins Rollen kommt und eine satte Mehrheit versucht, gleichzeitig innerhalb weniger Stunden die Grenze bei Tarvis zu erreichen, mit Motorboot und Wohnwagen im Schlepptau, Zelt, Miniküche und Portable-TV auf dem Autodach und als Rache für das Überhandnehmen pädagogischer Berufe eine Horde quengelnder Kinder im Autoinneren. Wenn sie dann weit vor Villach im Stau stecken, bei 35 Krügeln im Schatten, und nichts geht mehr, dann weiß ich schon jetzt, wer wieder schuld sein wird: Wir!

Wir, die Schande-Marie. Wir, die Mistelbacher. Wir, die Höh'. Wir, die Grünen (hoppla, das ist mißverständlich!). Wir, die Bullen. Wir, die Kieberer. Wir, die Augen des Gesetzes. Oder, da wir ja im Zeitalter der US-Fernsehserien leben: Wir, die Super-Cops. Bei unserem Beruf sind der Phantasie und dem Sprachwitz der Bevölkerung keine Grenzen gesetzt. Wir, die Marmeladinger. Wir, die Krimineller. Wir, die Kottans der Nation.

Jeder ertrappte Autosünder droht damit, den Bürgermeister oder den Sektionschef im Innenministerium persönlich zu kennen. Manchen sitzt nach ein paar Vierteln der Schalk im Nacken, und dann legen sie los: Tschuldigung, Herr Inspektor, darf man zu einem Inspektor Trottel sagen? Aha, das ist Amtsehenbeleidigung und daher verboten. Halt, noch eine Frage, Herr Inspektor. Darf man zu einem Trottel Herr Inspektor sagen? Aha, das ist paragrafenmäßig nicht ge-



regelt. Dann habedjehre, Herr Inspektor, Herr Inspektor, Herr Inspektor! So sind sie, unser Volk ist mit Humor gesegnet.

Unsere Kommissariate sind Bruchbuden und derart überlastet, daß uns der Giftzwerg und Reserve-Himmler pauschal als Ausländer wegen Raummangels ausweisen könnte, und wenn wir nicht von Zeit zu Zeit auf Flohmärkten eine verdächtige Schreibmaschine beschlagnahmen würden, käme der ganze Schriftverkehr zum Erliegen. Aber wenn wir uns von einigen Hausbesitzern am Gürtel sponsern lassen, ist auch wieder Feuer auf dem Dach.

Von der Hierarchie ganz zu schweigen! Dort versickern alle Verbesserungsvorschläge, die wir Männer der Praxis den Vorgesetzten zur Kenntnis bringen. Ich hab' zum Beispiel angeregt, daß man auf der Brenner-Autobahn und von Villach bis Thörl-Maglern Schilder anbringt mit ab-

Rücken: Aha, die Polizei geht zu einem Verhör! Was können denn wir dafür, daß ausgerechnet unsere Kunden so oft stolpern! Bitte, vielleicht übertreiben manche Kollegen auch manchmal, die wollen sich halt für die Personalvertretung qualifizieren, da haben wir ja einige Schwindlige sitzen.

Ich weiß eh schon, was jetzt kommt: Der Einsatz auf der Pack, bei dem zwei Kollegen in Zivilkluft zu Mitternacht High Noon gespielt und durch die Gegend geballert haben, wobei ihnen leider die Haltekelle aus der Hand gefallen ist, so daß sie 28 Schüsse abgeben mußten, um sie, die Haltekelle, im Mündungsfeuer wiederzufinden, wobei bedauerlicherweise vier brave chor singende Steirer in die Quere kamen, die ihre Unbedenklichkeit aber nicht durch sofortiges Absingen des Erzherzog-Johann-Jodlers bezeugten, was jede Verwechslung mit verdächtigen Ausländern ausgeschlossen hätte. Wozu üben die denn, wenn nicht für den Ernstfall? Aber es stimmt schon: der Einsatz war ein bißchen überkandidelt. Denn die Erpresser, nach denen gefahndet wurde, hatten nur gedroht, die Nahrungsmittel einer Fastfood-Kette zu vergiften – fraglich, ob das überhaupt jemandem aufgefallen wäre, der Spezialgiftburger.

Aber etwas anderes macht mir Sorgen: die Amtsanmaßung. Am 10. Mai stand in der Zeitung: »Zwölf Jahre Gefängnis für einen falschen Polizisten, der Volksschülerinnen in den Keller lockte«. Und gleich am nächsten Tag: »Falsche Polizisten bedrohten Tierärztin mit Waffe und kassierten Geldstrafen für Schnellfahren.« Und da find' ich: Man kann die Devise »Mehr privat – weniger Staat« auch übertreiben.

Erscheinungsort Innsbruck, Verlagspostamt A-6020 Innsbruck
P.b.b. Bürgerinitiative Demokratisch Leben Nr.: 41/95
Rücksendeadresse: Initiative Minderheiten, Klostersgasse 6, 6020 Innsbruck



WIENER
INTEGRATIONSFONDS

Bundesministerium
für Wissenschaft,
Forschung und Kunst

Bundesministerium
für Jugend und
Familie

GRÜNE
BILDUNGS
WERKSTATT
MINDERHEITEN



all different
all equal

Eine Veranstaltung im Rahmen der
Europaischen Kampagne
gegen Rassismus, Fremdenfeindlichkeit,
Antisemitismus und Intoleranz
Infos unter Tel.: 0222/597 97 35-28

to|le|rant (duldsam; weitherzig; ver-
söhnlich) (lat) · To|le|ranz: 1. die,
- (Duldsamkeit, bes. in religiösen
Fragen) - 2. die, -, -en (Techn:
Abweichung vom vorge-